

Gerhard Sawatzky

Wir selbst

Roman

Wiederentdeckt, herausgegeben
und mit einem dokumentarischen Anhang
zur deutschen Wolgarepublik und ihrer Literatur
versehen von Carsten Gansel

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

Verlag Galiani Berlin

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-204-8

Weitere Informationen zu unserem Programm
finden Sie unter www.galiani.de

Inhalt

Wir selbst

Erster Band 9

Zweiter Band 417

Anhang

Dokumentarischer Anhang über
die Wolgadeutsche Republik
und ihre Literatur von Carsten Gansel 895

Erster Band

EIN ZUFRIEDENES GRINSEN verscheuchte für einige Augenblicke den verdrießlichen Ausdruck von Eduard Benklers Gesicht; irgendetwas berührte ihn angenehm. Anfänglich war dieses Gefühl ziemlich verschwommen, nach und nach aber steigerte es sich, bis ihm schließlich klar wurde, was ihn an diesem ungewöhnlichen Tage erfreute: wie er am Wippen des Schlafwagens merkte, fuhren sie schnell, bedeutend schneller, als er je in seinem Leben gefahren war. Ja, das war es. Was sollte es auch anders sein? Weniger als ein beliebiger Tag seines Lebens war dieser dazu geeignet, seine Daseinsfreude zu steigern. Zeit und Umstände bewirkten es, dass er möglichst schnell vorwärts wollte, möglichst schnell und weit weg von dem Ort, an den sich seine besten Erinnerungen knüpften.

SO WAR ES, die schnelle Fahrt, dieser an und für sich geringfügige Umstand machte ihn im Augenblick fast glücklich.

Rechts an der Außenseite des Fensters klirrte vom Wind in nervierender Weise das schmale Schutzblech. Benkler empfand diese unangenehmen Töne wie schönste Musik. – Der Ingenieur Horn ist doch ein tüchtiger Kerl – stellte er mit Wohlwollen für sich fest –, ein Vater hat für ihn nicht umsonst Schulgeld bezahlt. Ein glücklicher Vater: Auch er war es einst gewesen, doch jetzt war ihm der Gedanke daran bitter. Sein Sohn war immer ein fixer Junge, dessen er sich nie zu schämen brauchte. – Wo ist er jetzt? – Nachdem die Geschichte in Petrograd losging, hat er nichts mehr von ihm gehört. Kein Brief, keine Nachricht. Sein Einziger hatte sich damals ohne Zaudern für die in seinen Augen gute Sache eingesetzt und war seither spurlos verschwunden.

In gleichmäßigem Tempo rast der Zug dahin. Die Lokomotive wird von Ingenieur Horn geführt. – Auf den kann man sich verlassen, – denkt Benkler. – Wie gut, wenn man nie auf die Dienste anderer Leute angewiesen wäre! Der Ingenieur aber braucht Arbeiter und die ... Nein, denen darf man nicht trauen, besonders jetzt nicht. Die Sorte ist überall dieselbe, wie zu Hause, so auch hier auf der Bahn. Wäre am Morgen nicht der junge Ingenieur dazugekommen und hätte er sich nicht erboten, die Lokomotive zu führen, dann hätte der Zug nicht auslaufen können. Dann wären sie am Ende gezwungen gewesen, die Station zu Fuß zu verlassen. Und dann, was wäre dann gewesen ... – Benkler hatte in den letzten zwei Wochen und auch an diesem Tage schon so viel Unannehmlichkeiten gehabt und so viel Bitternis hinunterschlucken müssen, dass er es vorzog, diesen Gedanken nicht zu Ende zu denken, angenehm konnte die Antwort auf diese Frage sowieso nicht ausfallen.

Sich mit der rechten Hand gegen den Fensterrahmen stützend, steht der ältsche Mann jetzt zwischen den beiden Bänken des Kupees vor dem kleinen Tisch und stiert in das trübe Herbstgrau hinaus. Geduckt, wie geprügelte Hunde, schleichen Wolken in dichten Massen über die düstere Landschaft, ganz niedrig, als würden sie von einer Riesenlast herabgedrückt. Das dicke Fensterglas ist von zahllosen feinen Regenspritzern getrübt. Unter den Erschütterungen des Waggons fließen die Tröpfchen langsam nach unten, begegnen sich auf ihrem Wege, vereinigen sich zu mehreren Tropfen, die wie unschlüssig einen Augenblick am Glase kleben und dann plötzlich, als hätten sie sich eines Besseren besonnen, sich vor Eile überstürzend hinter den dünnen Holzrahmen hinabrollen. Es kostet den Mann eine gewisse Willensanstrengung, diese jäh abbrechende und immer wiederkehrende Bewegung nicht fortwährend mit den Augen zu verfolgen. – Kleinigkeiten! – Was kann ihm auch daran liegen? Eigentlich müsste er sehr ernste Gedanken haben, instinktiv aber wehrt er sich dagegen, weil sie ihn ermüden. Nur nützt ihm das Wehren wenig, wie lästige Fliegen kehren sie immer wieder. Er zweifelt nicht daran, die kleine Station, die sie am Morgen nur deshalb verlassen konnten, weil glücklicherweise Ingenieur Horn dazukam, wird sich jetzt bereits in den Händen der Roten befinden. Er weiß auch sehr gut, was das für ihn zu bedeuten hat: – Dort hin dürfen Sie nicht mehr zurück, Herr Eduard Benkler, – sagt er sich

mit bitterer Ironie, – wenigstens nicht sobald wieder. – Das »wenigstens nicht sobald wieder« fügt er nach einer kleinen Gedankenpause hinzu, ohne sich einzugestehen, dass das eigentlich ein Suchen nach neuer Hoffnung ist. – Beileibe nicht! – Er ist doch ein erfahrener Mann und hat nicht die Gewohnheit, sich über den wahren Sachverhalt der Dinge hinwegzutäuschen. Was die Ereignisse der letzten Wochen für ihn zu bedeuten haben, darüber ist er sich hinlänglich klar, nur kann er sich damit nicht abfinden. Sein ganzes Wesen empört sich dagegen. Zu seinem größten Verdruss ist er augenblicklich aber absolut machtlos, etwas dagegen zu unternehmen, und deshalb ärgert er sich immer mehr über die Menschen, denen er die Schuld daran zuschiebt. – Gewissenloses Pack! – schimpft er in Gedanken. Zufällig hat er gestern abends den Maschinisten gesehen, der ihren Zug führen sollte. Ein Lokomotivenführer, wie Lokomotivenführer eben sind: Stiefel, Lederhose, schwarzer schmieriger Kittel und, selbstverständlich, ein rußgeschwärztes, verschmitztes Gesicht. So ganz genau hat er sich den Mann nicht angesehen, wer hätte ihm auch so was zugetraut? – Un-erhört! – Von dem Gesicht des Mannes ist ihm nur der schwarze zugestutzte Schnurrbart und der ruhige Blick in Erinnerung geblieben. Ein Benehmen trug der Mensch zu Schau, dass er ihn darum ordentlich beneidete, so verdammt ruhig, als ginge ihn das da hinten nichts an. Gegen Morgen, so um vier Uhr, hatte er die Passagiere im Nebenküpee laut schimpfen hören. Viele von ihnen schliefen in dieser Nacht nicht, da das aussichtslose Warten und die Unbestimmtheit die Leute noch nervöser gemacht hatten, als sie ohnehin schon waren. Von böser Ahnung geplagt, hatte Benkler nach der Ursache des Lärms geforscht und sehr bald erfahren, dass der Maschinist in der Nacht verschwunden sei und mit ihm zusammen auch die Aussicht auf eine baldige Abfahrt. Selbstverständlich, kein Mensch hatte ihn weggehen sehen. Nicht einmal der junge Leutnant, der sich vorsichtshalber fortwährend bei und auf der Lokomotive aufgehalten, um den Menschen nicht aus dem Auge zu lassen, konnte etwas Vernünftiges sagen, er hatte geschlafen. – Rotznasen! Große Kokarden tragen, mit klirrenden Sporen an den blitzblanken Stiefeln den Gymnasiastinnen nachlaufen, das können sie, wenn's aber mal ernstlich Soldat zu sein heißt, dann versagen sie. Sein Oskar hätte den Schuft gewiss nicht entgehen lassen. O nein, sein Oskar nicht! –

Draußen verschwinden alle Gegenstände im feuchten, nebligen Grau. Der Horizont ist verschleiert. Neben dem Bahndamm laufen in endloser Reihe die Telegraphenpfosten her. Wie mit grobem Kohlenstift auf schmutzig grauem Paper lässig hingezzeichnete Striche stehen sie kaum merklich vom Himmel ab. In ihrer kalten Gleichgültigkeit liegt etwas Aufreizendes. Näher zu den Pfosten schnellt das Netz der dünnen Drähte in die Höhe, um sich an der andern Seite gerade so schnell wieder zu senken. Heben und Senken, auf und ab. Ununterbrochen folgen diese scharfgerissenen Wellen hintereinander, eine wie die andere. Je länger er darauf schaut, desto weniger empfindet er seine Umgebung als Wirklichkeit, nicht die Drähte, sondern der Waggon selbst scheint ihm diese wellenartige, rhythmische Bewegung zu machen. Wärterhäuschen mit roten Ziegeldächern huschen vorüber. Neben ihnen in gleicher Weise Bäume, Sträucher und Zäune. Bewegungslos und apathisch hängen die entblätterten Äste und Zweige, als ob sie von dem japanischen Holzschnitt, den er zu Hause über seinem Schreibtisch an der Wand zu sehen gewöhnt war, hierher verpflanzt wären. Alles eilt zurück: Wärterhäuschen, Bäume, Sträucher und die gleichgültigen Telegraphenpfosten, zurück dorthin, wohin er nie mehr darf ...

WAS HAT ER DENN VERBROCHEN, dass er fortgejagt wird wie ein lumpiger Knecht? – Nichts, – antwortet er sich. – Reich gewesen? Ja, reich war er, sehr reich sogar, aber seit wann ist denn das ein Verbrechen? – Er war immer stolz darauf. Man achtete ihn. Und jetzt? – Sonderbare Lebensregeln werden da auf einmal aufgebracht. Proletarier! Bis dahin waren es einfach Arbeiter und jetzt – Proletarier, Proletariat! Wo sie's nur herhaben? Und was das für 'ne Sprache ist? Russisch heißt es so, und deutsch heißt es so ... Bolschewiki! Ob das alles solche Schufte sind wie der Schlosser Hart? Der gerade hat ihm die Arbeiter verdorben ... – Das weiß er bestimmt. Den Menschen hat er oft bewundert. Augenblicklich hasst er ihn, obzwar er sich des Gefühls seiner gewissen Achtung vor dessen Tatkraft auch jetzt nicht gut erwehren kann, den hatte die Schwindsucht schon fast aufgezehrt und doch war er stets auf den Beinen. Alle Arbeiter liebten ihn. Mit jedem von ihnen verstand er es zu sprechen, jedem wusste er beizukommen. –

Und, weiß der Teufel! wenn der was sagte, das galt. – Nachträglich ärgert Benkler sich jetzt darüber, auf das Treiben des kranken Schlossers so wenig geachtet zu haben. Neunzehnhundertsechzehn, als er auf einer Volksversammlung mal eine patriotische Rede hielt und die Bevölkerung aufforderte, den Landesvater Nikolaus II. und die Regierung in dieser schweren Zeit nach Kräften zu unterstützen, glaubte er schon, einen Erfolg erzielt zu haben. Aber da kam wieder Hart dazwischen. Was machte er? Winschu, der technische Direktor seiner Fabrik, informierte ihn nachher ganz genau. Hart hatte zu zwei Arbeitern, die Spenden für die Verwundeten sammelten, gesagt: »Wenn die Verwundeten unser Geld wirklich bekämen, wäre es vielleicht auch nicht schade darum. Ob nun aber so oder anders, was haben wir davon? Für uns Arbeiter bedeutet ja der Krieg doch weiter nichts als zerschossene Glieder und im besten Fall einen verlängerten Arbeitstag bei verringertem Lohn.« Wie Hart den Arbeitern dies erklärt hatte, wusste Benkler nicht, nur war aus der Spendensammlung nichts geworden. Winschu hatte damals gemeint, man dürfe den Schlosser nach diesem Vorfall nicht länger in der Fabrik dulden und müsse ihn bei der Obrigkeit anzeigen. Benkler aber hatte den Fall nicht so ernst genommen. »Ach, lass doch nur«, hatte er seinem aufgebrachten Direktor geantwortet, »was versteht der Dusel von Politik?« Ihm war der gute Arbeiter schade gewesen und zudem hatte er die Geschichte so schnell wie möglich in Vergessenheit geraten lassen wollen, da er sich mit der Spendensammlung im kleinen Städtchen, wie überhaupt mit dem ganzen Empfang der sogenannten Kaiserstochter, unsterblich blamiert hatte. Er fluchte jetzt noch, wenn er nur daran dachte. – Ja, – sagte er sich jetzt, – auf den hätte ich besser achten, viel besser achten sollen ... –

BENKLER VERSUCHT sich seinen Betrieb vorzustellen, kann derzeit aber nicht über die Schwelle seines Kontors hinauskommen. – Wem wird Winschu heute über Verlauf und Ergebnis des Arbeitstages wohl Bericht erstattet haben? Ach was, schwerlich kann der pflichtgetreue Mann nach dieser Geschichte dort geblieben sein ... Ob die Fabrik nicht überhaupt stillgelegt ist? Sehr wahrscheinlich, die Proletarier spielen jetzt selbst Herren und werden schön ruhig zu Hause sitzen.

Gewiss, dann kann sie auch keiner ausbeuten, wie es jetzt so heißt. Ausbeuten! Auch wieder so ein Wort! – Fast ein halbes Jahrhundert hat er gelebt und an die dreißig Jahre mit dem Betrieb zu tun gehabt, ohne sich jemals solcher Worte zu bedienen. – Sogar die Sprache ist denen nicht mehr gut genug, alles, alles wollen sie anders haben ... – Er glaubt selbst nicht, dass Winschu noch an Ort und Stelle ist, stellt sich aber lebhaft vor, wie er ehrerbietig vor der Tür des Kontors steht und diese verschlossen findet. – »Rekwisirt« wird Hart mit Kreide darauf geschrieben haben. »Rekvisiert« soll das heißen. Pfui, was für abscheuliche Worte die sich für ihre abscheulichen Taten ausdenken! Und keine Kultur, der weiß ja nicht mal, dass hinter dem zweiten i ein e stehen muss und hat an Stelle des v bestimmt ein w geschrieben. Und die wollen jetzt regieren, vertreiben anständige und angesehene Leute! Das Wohnhaus – ach, wie viel hat ihn der Bau gekostet und wie stolz ist er darauf gewesen! – wird auch verschlossen sein. Nein, verschlossen nicht, darin halten die jetzt ihre Versammlungen ab, ihre Meetings, wie sie's nennen. Na ja, zu tun haben sie ja weiter nichts. Hart, der armselige Hart, wird hinter dem Schreibtisch sitzen und den Vorsitz führen. Das grüne Tuch hat er gewiss auch schon mit Tinte bekleckst. Die schmutzigen Stiefel putzen die neuen Herren draußen selbstverständlich auch nicht ab und die schönen Lauftücher – sie kosteten zu Friedenszeiten 4 Rubel 15 Kopeken die Arschin – werden längst beschmutzt sein ... – Benkler meint vor maßloser Wut ersticken zu müssen. Vor kurzer Zeit noch mussten ihm diese Leute aufs Wort gehorchen und jetzt machen sie sich in seinem besten Zimmer breit, wohin sein technischer Direktor nur in Ausnahmefällen zu kommen wagte. Auch werden sie jetzt noch über sein Unglück lachen ... –

Er kommt nicht so weit, an die große Zeche mit den neuen englischen Maschinen zu denken, seine Wut verwandelt sich in Traurigkeit und er sackt innerlich zusammen. Er fühlt sich tief unglücklich und auf der Suche nach einem moralischen Halt führen ihn seine Gedanken zurück in die glückliche Zeit seiner Kindheit. – Ach, damals! ... Und wenn ihm auch nur der kleinste Unfall zustieß, wurde er liebevoll getröstet und bedauert. Wie gerne lässt sich doch der Mensch bedauern, solange das Leben ihn nicht stolz und hart gemacht hat! Wer mag ihn heute bedauern? Der alte Vetter Ulrich vielleicht? Wie alt der

jetzt sein mag? Damals, als er selbst noch ein kleiner Junge war und zusammen mit dem alten Hofknecht oft Fische angeln ging, sah der Mann schon gerade so aus wie vor einigen Tagen. Oder sollte er einfach nicht bemerkt haben, wie der Mann alterte? Kann schon sein, gab es doch stets so viel andere Sorgen, dass er sich um den Alten Jahre lang nicht gekümmert. Ein guter Alter ... –

SEINE ERINNERUNG lässt ihn noch einmal eine Szene aus längst entschwundenen Tagen erleben, klar, als wäre es erst gestern gewesen. Sie waren wieder einmal angeln gegangen. Eine steile Uferböschung mit dichtem Gestrüpp am obern Rand war ihr Lieblingsplätzchen. An dem denkwürdigen Tag stand er fiebernd vor Aufregung auf dem schmalen Ufervorsprung knapp am Rande des Wassers und beobachtete unverwandten Blicks den Schwimmer seiner Angel.

»NA, EDY«, hatte der alte Ulrich, der mit dem gewöhnlichen überlegenen Lächeln auf dem runzligen Gesicht neben ihm stand, sich an ihn gewandt, »die wollen heute nicht anbeißen?«

»Nein«, hatte er voller Ungeduld geantwortet.

»Steh nur ganz ruhig. Die werden schon noch kommen, das Wetter ist gerade so recht schön«, hatte der Alte ihn aufzumuntern versucht. – War das damals ein schöner, sonniger Tag! Hell, warm und still, wie seine Kinderjahre. –

Ihm hatte die Geduld schon abreißen wollen, der farbige Kork aber hatte immer noch regungslos auf der Oberfläche des Wassers gelegen. Und da zuckte es, erst einmal, dann wieder und dann dreimal kurz hintereinander, ganz energisch. Gespannt darauf wartend, dass der Schwimmer ganz untertauche, hatte er sich noch etwas weiter vornübergeneigt, um die ersehnte Beute im richtigen Augenblick mit wohlberechnetem Schwung aufs Ufer zu schleudern. Nur an den zapplenden Fisch hatte er noch gedacht und dabei plötzlich das Gleichgewicht verloren. Der Angstschrei war ihm in der Kehle stecken geblieben; Vetter Ulrich hatte ihn noch im letzten Augenblick mit seinem starken Arm gestützt.

»EDY, EDY«, hatte er gutmütig neckend gemeint, »baden werden wir uns gegen Abend und dann nicht in Kleidern.«

Glückliche Kindheit! – seufzte der Mann. Das Verlangen, auch in der jetzigen Lage eine so zuverlässige Stütze zu haben, schwimmt langsam an die Oberfläche seines Bewusstseins und taucht wieder darin unter. Wie die zitternden Ringe auf der Wasseroberfläche, wenn ein Stein hineingefallen ist, bleibt von dem brennenden Verlangen nur ein wehmütig stimmendes Gefühl grenzenloser Verlassenheit zurück. Wie ein verirrttes Kind im dichtesten Jahrmarktsgewühl kommt er sich vor.

DER ZUG BESCHREIBT EINE SCHARFE KURVE und die unerwartete Schwankung des federnden Waggons reißt ihn aus seiner Träumerei. Sofort ist er wie völlig verändert. Sein Gesicht nimmt wieder den Ausdruck an, den die letzten Wochen daraufgeprägt haben: etwas Wölfisches, mürrischer Trotz und dahinter die lauernde Angst. Misstrauisch und scharf wird der Blick seiner von buschigen Brauen beschatteten Augen, wie Schadenfreude, wie ein Triumph blitzt es darin auf. Mechanisch streicht er sich mit der Linken über den von der Mitte des Kinns nach beiden Seiten auseinandergekämmten Bart, der an den Seiten schon stark ergraut ist. Diese Geste ist ihm längst zur Gewohnheit geworden. Besonders bedächtig wiederholte er sie stets dann, wenn er seinen Gegner beim Abschluss eines vorteilhaften Geschäfts unerwartet mit seinem letzten und stärksten Trumpschlag und verdutzt stehen ließ. Dann wirft er über die rechte Schulter einen hastigen und scheuen Blick auf die Schläferin auf der Bank: – ist sie nicht vielleicht aufgewacht? – Nein, wie auch vorhin schläft die junge Frau und Benkler fährt mit Zeigefinger und Daumen blitzschnell hinter seinen weißen Gummikragen und zieht eine helle Seidenschnur hervor. Nur einen kurzen Augenblick schaut er auf den vernickelten, winzigen Schlüssel, der daran hängt, und lässt ihn dann wieder gerade so schnell hinter den Kragen auf seine Brust gleiten – den darf niemand sehen! – Ein Uneingeweihter hätte diesen Schlüssel sehr leicht für ein Kreuz halten können, wie es die Rechtgläubigen auf der Brust tragen. Ihm aber ist der kleine Gegenstand mehr als ein Symbol des Glaubens, viel mehr, für ihn ist es eine Machtquelle, etwas,

worauf er sich verlassen kann. Nur er weiß darum, er und sein Oskar. Einige Monate vor den Ereignissen in Petrograd war der Junge auf Urlaub zu Hause gewesen. – Ein strammer Offizier! – Ihm hatte dieser Besuch viel Freude und Trost bereitet. Sein Vaterherz hatte sich mit Stolz erfüllt, wenn der Sohn ihm mit feurigen Worten die Politik der provisorischen Regierung erklärte und so überzeugend von den herrlichen Zeiten sprach, die seiner Ansicht nach im Ergebnis dieser Politik für die Geschäftswelt des russischen Reiches anbrechen würden. – Und dann diese Siegesgewissheit, diese Begeisterung! – Benkler selbst war während der Unterhaltungen mit seinem Sohn noch einmal jung geworden. Klipp und klar hatte Oskar ihm nachgewiesen, dass sich alles wieder ordnen, alles wieder seinen gewohnten Gang gehen werde, so wie ein Fluss, der sich nach der übermütigen Zeit des Hochwassers wieder bescheiden in seine Ufer zurückzieht. »Ordnung wird wieder herrschen!« versicherte der Junge ihn damals. »In der Armee haben wir damit schon angefangen, mit fester Hand, ohne falsch verstandene Menschenliebe und Weichherzigkeit, die gehören nicht in das geistige Gepäck eines Politikers.« Diesen Ausdruck hat er sich gut gemerkt, genau so hat er gesagt: »in das geistige Gepäck eines Politikers«. – Na ja, er hatte ja den Jungen auch studieren lassen, was gar nicht so billig kam. – Die Garantie für den Erfolg hatte Oskar gerade in der Rücksichtslosigkeit der Regierungsmaßnahmen gegen jegliche oppositionellen Elemente gesehen. »Das Volk will die Peitsche spüren«, hatte er wiederholt behauptet und dazu nachdrücklich mit dem Zeigefinger gedroht, »anders verkommt es, geht zugrunde. Die Todesstrafe für Deserteure, Aufwiegler und Meuterer trägt schon jetzt ihre Früchte.« Benkler streichelt wieder seinen Bart und schmunzelt: – Ein Prachtjunge! Die drei Jahre, die Oskar in der Hauptstadt und zum Teil an der Front verbrachte, hatten seinen Gesichtskreis erweitert, aus dem Heißblut einen ernsten Politiker gemacht. Ja, sein Oskar war in diesen Jahren zum Mann herangereift, zu einem Mann, der sich für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung im Lande restlos einsetzte. Er war nicht so ein Waschlappe, wie die grünschnäbligen Offizierlein, die sich jetzt hier herumtreiben und nicht schnell genug von den Roten wegkommen können, anstatt zu kämpfen ... Während ihrer Unterhaltungen hatte er stets eine Entschlossenheit und Zielsicherheit an den Tag gelegt, die auch bei ihm,

dem von Geschäftsschwierigkeiten ermüdeten Mann, neue Hoffnungen weckten, vor Oskars Heimkehr hatte er sich unter den untrüglichen Anzeichen des herannahenden beängstigenden Neuen oft sehr niedergeschlagen gefühlt. Freilich, Oskar hatte nicht mal den Versuch gemacht, ihn über die Gefahr, die für sie und Ihresgleichen in der großen Volksbewegung lag, hinwegzutäuschen: »Was kann man gegen ein sturmgepeitschtes Meer unternehmen?« hatte er mitunter gesagt und war nachdenklich geworden, hatte sich dann aber doch wieder aufgerafft: »Na, wenn alles drunter und drüber gehen sollte, haben wir immer noch starke Verbündete. Frankreich wird uns im Notfall nicht im Stich lassen und England ist an der Erhaltung einer festen Ordnung gleichfalls interessiert.«

Fragen dieser Art hatten sie öfter erörtert und während eines dieser Gespräche, die wirklich Gespräche zwischen ernsten Männern waren und keine gewöhnlichen harmlosen Unterhaltungen zwischen Vater und Sohn, hatte er ihm sein Geheimnis anvertraut, das Geheimnis, zu dem dieser Schlüssel gehörte. Es war ihnen selbst etwas romantisch vorgekommen, aber die Lage der Dinge war so, dass man nicht vorsichtig genug sein konnte. –

Benkler grinst: noch hat er etwas, das ihm Kraft verleiht, das ihm schon noch zu seinem Recht verhelfen wird, wenn vielleicht auch erst nach einigen Jahren. – Sollen sie sich nur nicht einbilden, Eduard Benkler sei schon fertig, endgültig erledigt! Soll nur keiner glauben, dass er nichts, gar nichts mehr kann, wenn ... – Er kneift die Augen zusammen, sodass sich in den Winkeln der Augenhöhlen die Haut in unzählige Fältchen zusammenzieht, wiegt seinen Körper sekundenlang auf den Fußspitzen, lässt sich dann hart auf die Absätze nieder und stößt wie erleichtert hörbar die Luft durch die Nase. Ein leises Geräusch auf der Bank nebenan lässt ihn sich umsehen und einen heftigen Blick auf den Lederkoffer werfen, der auf dem Gepäckregal stand. Die Schläferin, die bis jetzt mit dem Gesicht zur Wand gelegen, dreht sich stöhnend auf die andere Seite. Dabei rutscht ihr weißes Tuch vom Kopf und das weiche, schwarze Haar umrahmt in reizender Unordnung ihr vom Fieber erglühtes Gesicht, auf dem die schöngeschwungenen Augenbrauen und die langen Wimpern desto klarer abstechen. Dem alten Mann erscheint die junge Frau in diesem Augenblick schöner denn je zuvor – ein Grund mehr, stolz auf seinen Sohn zu sein.

Ihre Mitgift war ja lächerlich klein, aber Oskar bestand darauf, sie zu heiraten. Auch er, Benkler selbst, hatte sich nicht sonderlich gegen diese Verbindung gewehrt, lieber reich erben, oder durch berechneten Wagemut Reichtum erwerben, als sich reichheiraten, hatte er sich gesagt. Reichheiraten? Gewiss, das ist nicht immer zu verachten, aber er hatte damit böse Erfahrung gemacht. Seine liebe Frau, die nun schon seit zehn Jahren auf dem Friedhof unter einem Grabstein lag, auf dem in eingemeißelten, vergoldeten Lettern zu lesen steht:

HIER RUHT IN FRIEDEN
VON IHREM GATTEN UND SOHN TIEF BETRAUERT
LUISE BENKLER
GEBOREN 1876, GESTORBEN 1910

hatte diesen Umstand auszunützen gewusst. In den ersten Jahren ihrer Ehe war dieses heikle Thema selten zur Sprache gekommen, auch später nicht sooft, aber Luise hatte sich auf die Tatsache ihrer großen Mitgift gestützt und ihren Willen geltend zu machen versucht. Sie hatte ihn in seinen Geschäften gehindert, obzwar sie nichts davon verstand. Auch hatte sie ihm im Privatleben nicht viel Freiheiten gestattet und bei all dem war sie durchaus keine Schönheit gewesen. Wegen seiner langen, freudearmen Ehe bedauerte Benkler sich selbst, sooft er daran dachte; schließlich macht es nicht das Geld allein ... Da hatte Oskar doch mehr Glück gehabt. Er hatte eine schöne, stille und bescheidene Frau, die ihre Häuslichkeit und ihr Kind liebte und sich nicht in Geschäftsangelegenheiten einmischte. – Während der langen Kriegsjahre wohnte die Frau mit ihrem Kind bei ihm und es war ihm immer angenehm gewesen, die schöne, junge Frau mit den dunklen Augen in seinem vereinsamten Hause um sich zu haben.

Das kleine Mädchen, das neben ihr liegt und das die junge Frau auch im Schlaf noch wie besorgt an sich drückt, ist das genaueste Ebenbild der Mutter: die gleiche zarte Gesichtshaut, dasselbe etwas geschwungene Näschen und auch schwarzes weiches Lockenhaar, das, wie auch bei der Mutter, über der linken Seite der Stirn eine kecke Locke bildet. Und, als wäre das schlafende Kind bemüht, seine Ähnlichkeit mit der Mutter noch zu vergrößern, hält es seine Puppe, die aus leblosen Glasaugen auf die Waggondecke starrt, genau so

im Arm, wie es selbst von der Mutter gehalten wird. In der Hast des Einsteigens hat es sein Spielzeug fallen lassen und dabei ist der Augenmechanismus kaputtgegangen. Dieses Unglück verdross das Mädchen sehr, doch hat der Schlaf längst wieder wohltuende Sorglosigkeit über das Kindergesicht verbreitet, dessen gesunde Röte sehr vorteilhaft mit der Fieberglut auf den Wangen der Mutter wetteifert.

Minutenlang ruht Benklers Blick auf Schwiegertochter und Enkelin. Der Ausdruck des Trotzes und der Schadenfreude verschwindet aus seinen Augen. Wie unter Gedankenschwere neigt er den Kopf mit dem dunklen, zurückgekämmten Haar und legt die Hände auf dem Rücken ineinander. Seine Erscheinung nimmt dadurch wieder das Pastorale an, das ihr während der letzten Jahre eigen gewesen, während all der Jahre, wo er nie an seiner eigenen Würde und an der Sicherheit seiner Existenz gezweifelt. Dieses Ausdrucks wegen hat er bei Leuten, die nicht scharf zu beobachten pflegen, oder sich vom Äußern leicht irreführen lassen, als gutmütiger Mann gegolten. Andere dagegen, die es mit ihm wiederholt geschäftlich zu tun gehabt, hatten ihn nicht ohne Grund für einen herzlosen Egoisten gehalten.

»Elly«; stöhnte die junge Frau auf einmal, ohne jedoch die Augen zu öffnen, »nicht weglaufen, Elly.«

Das Kind schlief ungestört weiter, denn die Stimme der Mutter war zu schwach, um es zu wecken. Der alte Mann, dagegen, war sogleich ganz Aufmerksamkeit; nach vielen Stunden beängstigenden Schweigens und bedenklicher Gleichgültigkeit ihrer verhängnisvollen Lage gegenüber hatte die junge Frau nun wieder gesprochen. Er hoffte, darin ein Anzeichen von der Besserung ihres Zustandes sehen zu dürfen. Behutsam legte er seine Hand auf ihre Stirn, zog sie aber sofort wieder zurück und schüttelte besorgt den Kopf, die Temperatur war noch gestiegen. Um der Kranken wenigstens etwas Linderung zu verschaffen, faltete er das Handtuch in der Absicht zusammen, ihr einen kalten Umschlag zu machen. Als er sich nach der Wasserflasche bückte, die er unter die Bank gestellt hatte, fand er sie leer in der Ecke liegen; sie war von den Schwankungen des Waggons umgefallen und er, in Gedanken versunken, hatte es nicht bemerkt. Das trockene Handtuch über den Arm gehängt und hilfloses Mitleid im Herzen, stand er unschlüssig da, bis er sich in dieser Lage selbst albern vorkam. Er schämte sich, der Frau nicht einmal diesen kleinen Liebesdienst er-

weisen zu können. Schließlich kam er auf den Gedanken, ins Nebenkupée zu gehen und irgendjemand von seinen Leidensgefährten um etwas kaltes Wasser zu bitten. Er kehrte schnell wieder zurück. Was er jetzt erblickte, ließ seine geringe Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern im Zustand der Kranken wieder ersterben. Die junge Frau lag auf dem Rücken, neigte den Kopf möglichst weit zurück und knüllte mit ihren dünnen, wächsernen Fingern nervös die Decke. Dann rief sie mit angstvoller Stimme:

»Elly, nicht Elly, die werden dich stoßen. Komm her, Kind.«

Schweigend legte Benkler ihr den kalten Umschlag auf die Stirn. Die Kranke seufzte tief auf und wurde wieder ruhig. Eduard Benkler deutete diese rasche Wirkung entsprechend seinem Wunsch, nicht mehr lange Krankenwärter sein zu müssen, wie das an seiner Stelle wohl auch jeder andere getan haben würde.

BENKLER FÜHLTE SICH JETZT BEDEUTEND BESSER als vor einer halben Stunde, die Sorge um die Kranke hatte ihn aus dem düsteren Dahinbrüten gerissen. Er kam sich jetzt nicht so absolut überflüssig, nicht so verstoßen vor. Ja, es wunderte ihn sogar etwas, dass er sich vorhin vom Gefühl der eigenen Nutzlosigkeit hatte so niederdrücken lassen. Ganz überflüssig war er noch nicht, o nein, die Frau bedurfte seiner Hilfe und das Kind auch. Es schmeichelte seiner Eigenliebe, dass die zwei so ganz und gar auf ihn angewiesen waren, und er nahm sich vor, ihnen eine treue Stütze zu sein. In Gedanken malte er sich ihre Zukunft aus. – Noch werden sie lange, lange Tage heimatlos umherirren und jegliche Bequemlichkeiten, ja mitunter vielleicht sogar das Allernotwendigste entbehren müssen, einmal aber werden sie ihr Ziel erreichen. Irgendwo werden sie in fremdem Lande, in einer fremden Stadt und unter fremden Leuten leben. Mögen sie fremd sein, dann werden sie auch weniger gestört ... Die junge Frau wird ihm gegenüber Dankbarkeit empfinden, das Kind wird lachen und spielen und so werden sie einen kleinen, engen Kreis für sich bilden, still und zufrieden. Seine Unternehmungslust und Erfahrung in Geschäftssachen werden es ihm schon ermöglichen, für drei Menschen eine sichere Existenz zu schaffen. Zudem hat er ja fürs Erste auch noch die Mittel, um in geregelten Verhältnissen aufzutreiben, was zum Lebensunterhalt erforder-

lich ist. Wie um die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung zu bestätigen, warf Benkler wieder einen Blick auf seinen Koffer. Diese Zukunftsbilder schweben ihm höchst unklar vor, doch aber hat er das bestimmte Vorgefühl, dass es gut gehen wird. Er sehnt sich danach und freut sich auf einmal darauf. Sonderbar, in solchem Alter und mit solcher Vergangenheit noch Luftschlösser zu bauen! Gewiss, viele Jahre wird es nicht andauern, einmal werden sie ja zurückkehren dürfen, wenn Hart und seine Gesellen zu Hause und im ganzen Lande werden abgewirtschaftet haben ... Vielleicht lassen sie sich dann in Saratow nieder, oder in einer andern Stadt, je nachdem ... –

BENKLER RECHNET NACH: – in einer halben Stunde können sie die nächste Station erreichen. Dort heißt es umsteigen, vorausgesetzt, dass der Zug, den sie brauchen, dort wirklich stehen wird. Noch können sie zur rechten Zeit hinkommen. Aber umsteigen ... wie soll er das machen? Mit der kranken Frau und dem kleinen Kind wird es jetzt, zur Nachtzeit, nicht so einfach sein ... –

Noch hatte er keinen festen Plan gefasst, da erwachte das Mädchen, rüttelte die Mutter am Arm und rief:

»Mama, trinken!«

»Elly, tsss!« flüsterte der Mann erschrocken und streckte die Arme nach dem Kind aus. »Komm her. Still, schrei nicht so laut, du weckst Mama auf und dann wird ihr der Kopf noch ärger schmerzen.«

Das Kind war jetzt ganz munter geworden und ließ sich vom Großvater auf den Arm nehmen. Der alte Mann setzte sich mit ihr auf die andere Bank und begann die Puppe zu untersuchen, die Elly noch immer im Arm hielt.

»Zeig mal her.«

Er legte die Puppe auf den Rücken und drückte ihr die Augen zu. Elly wartete gespannt auf das Ergebnis seiner Bemühungen. Vor dem Schlafengehen hatte sie sich lange damit abgeplagt, erst die Puppe einzuschläfern, sie hatte sie sogar auf den Kopf gestellt, aber auch das war umsonst gewesen. Voller Verwunderung schaute sie jetzt minutenlang auf die Augenlider ihres Lieblings – die Augen bleiben zu.

»Sie schläft, sie schläft«, rief sie und sah den alten Mann triumphierend an, der Großpapa hatte es fertiggebracht.

Benkler war dieser laute Freudenausbruch über den Erfolg seines ganz mechanisch ausgeführten Untersuchens gar nicht angenehm; die Kranke war erwacht. Zwar hatte er selbst ungeduldig darauf gewartet, hätte diesen Augenblick aber, wenn es in seiner Macht gestanden, doch noch weiter hinausgeschoben, das Erwachen der Kranken musste ihm Klarheit über ihren Zustand verschaffen, musste ihm Gewissheit geben, die Angst vor der Gewissheit aber ist häufig noch größer als das Verlangen danach. – Wie dann, wenn es statt besser, schlechter geworden wäre? –

»Ach Gott!«; stöhnt die Kranke, »wie soll das nur werden, ich kann nicht aufstehen? ...«

»O doch, es wird schon gehen, ich helfe dir«, sagte Benkler, setzte das Kind neben sich auf die Bank und erhob sich, um die Frau zu stützen. Er hatte nicht daran gezweifelt, dass sie schwer krank ist, freute sich deshalb umso mehr über ihre Worte, denn jetzt hatte sie bestimmt nicht irr geredet. Demnach hatte das Fieber nachgelassen.

Die Lokomotive stieß einen schrillen Pfiff aus und der Zug begann scharf zu bremsen. Was Benkler voller Ungeduld und mit Bangen erwartet hatte, war also eingetreten: sie hatten die Station erreicht. Draußen war längst völlige Dunkelheit eingetreten. Kurz hintereinander huschten zwei blasser Lichter am Fenster vorüber. Dann stand der Zug mit einem kurzen Ruck still. Benkler richtete die junge Frau behutsam auf und half ihr in den Herbstmantel. Sie war sehr entkräftet, viel schwächer, als er gedacht hatte, er sah, wie ihre Hände zitterten, als sie ihr Tuch um Kopf und Schultern schlang.

Elly hatte sich still verhalten. Als sie aber sah, dass sich die Mutter reisefertig machte, wurde sie ungeduldig. Sie war der Fahrt im engen Waggonkupee überdrüssig und meinte, jetzt gehe es nach Hause, zurück in die große, hohe Stube, in der ihr Bett stand, all ihre Spielsachen lagen und vor jedem Fenster ein hoher Pappelbaum wuchs, zurück auf den Hof, auf dem der große, schwarz und weiß gefleckte Hund Wache hielt, der so sehr böse war, wenn ein Fremder kam, sich von ihr aber alles gefallen ließ ...

»Anziehen, anziehen!« drängte sie, hielt dem Großvater ihr Mäntelchen hin und trampelte ungeduldig mit den Füßen auf der Bank.

Benkler schien seine Aufgabe jetzt schwieriger als zuvor und zudem verdross ihn der Gedanke daran, wie viel leichter sein Rettungs-

werk sein könnte, wenn die Frau nicht krank wäre. – Dass das auch gerade jetzt kommen musste! – Er war sehr verstimmt und gereizt, worauf seine hastigen und eckigen Bewegungen schließen ließen, doch sagte er nichts, weil er sich vor der Frau und dem Kinde keine Blöße geben wollte. Ärgerlich über seine missliche Lage, beachtete er nicht das Drängen des Kindes, zog selbst den Mantel an, setzte den schwarzen, weichen Hut auf und stellte seinen gewichtigen Lederkoffer handgerecht. Als Elly sah, dass der Großvater sie überhaupt nicht beachtete, schrie sie aus vollem Halse:

»Ich will auch mit, ich will auch mit!«

Die andern Passagiere waren hastend und lärmend ausgestiegen, alle eilten auf den Zug zu kommen, der sie weiterbringen sollte. Im Korridor des Waggons war es unheimlich still geworden. In dieser Stille klang die Stimme des Kindes besonders laut. Benkler hörte daraus die Verzweiflung, die ihn selbst einigte, war es doch auch sein sehnlichster Wunsch, unbedingt mitzukommen. – Nur nicht zurückblicken! Um keinen Preis, denn die Front des roten Militärs nähert sich sehr rasch. Die Banditen! –

Er steckte den Kopf zur Tür hinaus und sah sich im Korridor um. – So eine Schweinerei, jetzt ist kein Gepäckträger da! Wenn man sie nicht nötig hat, stehen sie einem überall im Wege, braucht man aber mal einen, dann ist keiner zu finden. Ach, sind das Zeiten! – Hastig kleidete er das Mädchen an, half der Frau aufstehen, stützte sie mit der Rechten und nahm den Koffer mit der Linken. Dann stieß er die Tür des Kupees mit dem Fuß weit auf und schritt mühevoll auf den Korridor hinaus. Elly kletterte eiligst von der Bank herunter, packte die Puppe am Arm, sodass ihre Füße auf der Diele schleiften, trippelte den beiden schnell nach und erfasste mit der freien Hand eine Mantelfalte des Großvaters.

Die Kranke stöhnte leise und verstand offensichtlich nicht gut, was um sie vorgeht. Schwer lehnte sie auf dem Arm des alten Mannes, für den die nächste Schwierigkeit darin bestand, mit seinen beiden Begleiterinnen und dem Gepäck die Waggontreppe hinunterzukommen. Ihm blieb weiter nichts übrig, als erst der Kranken hinunterzuhelfen, das Kind neben die Halbohnmächtige auf den Boden zu stellen und dann den Koffer herunterzulangen. Und das war erst der Anfang seines schweren Weges.

Benkler sah sich suchend um. Weiter rechts brannten auf etwa drei Meter hohen Pfosten zwei Laternen, deren Licht gerade so verdrießlich und trübe schien, wie das Wetter war. In ihrem schwachen Lichtschimmer sah er die undeutlichen Umrisse eines einstöckigen Ziegelgebäudes. Es musste das Stationsgebäude sein, denn auf dem Perron, wenn man die kurze, mit Brettern gedielte Erhöhung vor dem Gebäude so nennen konnte, standen viele Menschen. Es regnete nicht mehr, aber die Luft war kalt und feucht. Wahrscheinlich zogen die Wolken ebenso niedrig und dicht wie am Tage, denn auch nicht ein einziger Stern schimmerte durch. Im entblätterten Geäst der hohen Pappeln, die er in der Dunkelheit einige Schritte vor sich eigentlich mehr ahnte, als sah, heulte der Wind.

Am liebsten wäre Benkler in seinen Waggon zurückgekehrt, doch der Gedanke war unsinnig und so schleppte er sich dann, unter seiner Last keuchend, in der Richtung zum Stationsgebäude vorwärts. Der Koffer kam ihm bald ungeheuer schwer vor, er drohte ihm den Arm auszureißen. – Was kann denn nur so Schweres darin sein? – Er stellte sich der Reihe nach alle Gegenstände vor, die darin verpackt waren, und fand keinen, der ein besonderes Gewicht gehabt hätte. – Lauter leichte Sachen. Aber alle zusammen? Na ja, alle zusammen machen sie schon was aus und »die Länge macht die Last«, –

Die kranke Frau musste er mehr tragen als führen. Aber noch nicht genug damit, in der Dunkelheit stolperte die Enkelin über etwas, verlor ihre Puppe und begann zu weinen. Doch er konnte jetzt unmöglich stehen bleiben und das Spielzeug suchen, wenn das eintönige Weinen des Kindes ihm auch eine wahre Qual war.

Trotz des kühlen Wetters wurde ihm sehr heiß. Große Schweißtropfen rollten ihm über Stirn und Wangen. Seit vielen, vielen Jahren war es nun wieder das erste Mal. Der kurze Weg vom Waggon zum Stationsgebäude wollte kein Ende nehmen. Jetzt sah er die Menschengruppe vor dem Gebäude schon deutlicher: es waren Männer, Frauen und Kinder. Alle hatten sie mehr Reisegepäck bei sich, als Passagiere in der Regel mit sich zu führen pflegen. – Regeln: – sagte er sich in Gedanken – ärgerlich, – es gibt keine Regeln mehr. – Dann hörte er durch den verworrenen Lärm, wie dort vor dem Stationsgebäude laut und heftig gestritten wurde.

»Edwin!« rief eine sehr energische Frauenstimme, »und jetzt sagst

du dem Mann, dass wir hier nicht bleiben können und sofort fahren wollen.«

Die Worte »nicht« und »sofort« wurden mit ganz besonderem Nachdruck ausgesprochen.

»Ja, ja, Elvira«, antwortete eine schuldbewusste Männerstimme, »ich gehe sofort noch einmal zu ihm. Hab nur noch ein klein wenig Geduld, und fürchten brauchst du dich auch nicht, ich bin ja noch da ...«

»Du hast doch selbst Angst«, erwiderte dieselbe Frauenstimme verächtlich.

Das Hasten und Streiten vor dem Stationsgebäude beunruhigte Benkler, er wurde von der allgemeinen Panik ergriffen und begann ernstlich zu fürchten, dass er und seine beiden Schützlinge am Ende doch zurückbleiben könnten. – Aber nein, – sagte er sich, – das geht nicht und so schwach bin ich noch nicht, bin noch lange kein Greis. – Gerade im Begriff, den Koffer hinzustellen, um etwas zu verschnauften, sah er, wie die Menschen dort vorne ihre Sachen nahmen und eiligst im Dunkeln verschwanden.

»Kommt nur. Dort auf dem dritten Geleis!« hörte er jemand rufen.

Endlich hatte er den Perron erreicht.

»Wo steht der Zug?« wandte er sich an die drei Frauen, die auch auf dem Platze standen. Er wollte sich vergewissern, ob das »dort auf dem dritten Geleis« sich auch tatsächlich auf den erwarteten Zug beziehe. Eigentlich zweifelte er nicht daran, aber er sah wieder andere Menschen um sich und da zwang ihn das quälende Gefühl der Verlassenheit, sie anzureden. Die Frauen aber ließen sich nicht die nötige Zeit, dem Mann Rede und Antwort zu stehen; sie hatten es zu eilig, den andern zu folgen, und dann: – Wer weiß, wer das sein mag, wenn er so langsam angetrottet kommt, wie wenn er auf einer Erholungsreise wäre? –

»Er soll dort stehen«, antwortete eine der Frauen schließlich unbestimmt. »Wird schon eingestiegen?« fragte sie eine der andern.

»Noch nicht«, lautete die Antwort, »der Zug ist noch nicht bereit zur Abfahrt, aber wir stellen uns doch besser dort an, damit wir ein Plätzchen bekommen.«

Die Frauen gingen und Benkler blieb mit der Kranken und dem Kind allein zurück. Nach den Worten der unfreundlichen Reisegefährten zu urteilen, hatte er noch etwas Zeit. Das kam ihm sehr

gelegen, vor Erschöpfung zitterte die Kranke so stark, dass er befürchtete, sie könne plötzlich ohnmächtig umsinken. Um dies zu verhüten, schaute Benkler sich nach einem geeigneten Ruheplatz für die junge Frau um. Der Eingang in das Stationsgebäude führte durch einen kleinen Vorbau. Im Winkel zwischen diesem und der Außenwand des Gebäudes war es windstill und im Lichtschein der einen Laterne stand hier eine alte Gartenbank. Bis zu der Bank waren es nur einige Schritte. Benkler führte die Kranke hin und sie ließ sich darauf nieder. Elly war ihnen gefolgt. Müde gegen die Bank gelehnt, folgte das Kind mit träumerischem Blick aus nassen Augen dem Flug eines Nachtfalters, der ziellos um die Laterne schwirrte und oft gegen das Glas stieß. Das Kind gähnte. »Wo hast du deine Puppe verloren?« fragte Benkler, bückte sich und streichelte ihr das Haar. »Na, weine nur nicht, ich kauf dir wieder eine, eine viel schönere. Nicht weinen, bald sind wir zu Hause.«

Kaum hatte er das Mädchen neben die Mutter auf die Bank gehoben, als es auch schon den Kopf auf ihren Schoß legte und sofort einschlief. Benkler schöpfte tief Atem und trocknete sich den Schweiß von der Stirn ab. Dann warf er einen unruhigen Blick in die Richtung, wo der Zug stand. Zu sehen war dort nicht viel: einige schwankende Lichter, die Eisenbahner schritten mit ihren Laternen gerade den Zug ab, und weiter vorne im Schein einer Fackel zwei dunkle Gestalten, die an einer Lokomotive herumhantierten. Wenn die Fackel emporgehoben wurde, sah er ganz deutlich die Umrisse der riesigen Maschine. Bei dieser flackernden Beleuchtung erschien sie ihm auf dem dunklen Hintergrund der Herbstnacht wie ein phantastisches Ungeheuer, das funkensprühend fauchte und weiß-gelblich schimmernde Dampfwolken in den Schein der leckenden Flamme stieß. Beklemmend des Grauen und trostlose Einsamkeit krochen aus dem Dunkel der Nacht an ihn heran. Es erging Benkler in diesen Minuten so, wie es bei dunkler Nacht während eines ungewöhnlichen Ereignisses den meisten Menschen ergeht: es zog ihn fast unwiderstehlich zu der Menge hin. Zwar hatte er dort am Zuge niemanden, der an seinem Schicksal besonders Anteil genommen hätte, aber dort waren es doch viele in der gleichen Lage, dort konnten sie wenigstens miteinander darüber sprechen, er dagegen stand hier allein mit zwei hilfsbedürftigen Wesen, deren Schlaf er jetzt hütete.

Benkler hatte während der langen Fahrt über seine Lage mehr und ernster nachgedacht als je in seinem Leben. Das Ergebnis war nicht erfreulich: wenn auch nur unklar, so empfand er dennoch, dass er nicht mehr der Mann sei, für den er sich bisher gehalten. Früher waren seine Wünsche Gesetze für die Menschen, mit denen er es zu tun hatte, jetzt kümmerte sich niemand um ihn. Manch einer von denen, die dort am Zuge lärmten, hätte in den früheren Zeiten vor dem reichen Benkler die tiefsten Bücklinge gemacht. In der jetzigen Situation aber, wo sich keiner davor fürchtete, der reiche Mann könnte sein persönliches Schicksal nachteilig beeinflussen, und wo auch keiner auf Bereicherung durch seine Gunst rechnen konnte, kannte ihn einfach niemand. Benkler wusste haargenau, was sein Koffer alles enthielt, und er wollte es nicht verstehen, warum dieser Inhalt nicht mehr die Kraft- und Machtquelle darstellte, die er in andern Verhältnissen bestimmt dargestellt haben würde. – Wart nur, – drohte er allen in Gedanken, – es kommen wieder andere Zeiten! – Wie er sich rächen wollte, war ihm jetzt noch nicht klar und nach einigen Sekunden stummen Nachdenkens war er sich nicht mal mehr sicher, ob er dazu überhaupt imstande sein würde. Die ungewohnte körperliche Anstrengung hatte ihn ermüdet und die moralische Zerrüttung hatte seine geistige Spannkraft gelähmt. Sein ganzes bisheriges Leben hatte er gelebt, um Reichtum zu erwerben, und nun hatten sich mit einem Schlage alle seine Schätze in Asche verwandelt, wie im alten Märchen. Nüchtern geurteilt, war es aus mit ihm, und dennoch sehnte er sich nach Glück, hier auf der einsamen Station kam es ihm besonders klar zu Bewusstsein, dass er doch nie recht glücklich gewesen war. Schwer ließ er seinen Kopf auf die Brust sinken. Dann nahm er seinen Koffer und trat damit vor die Frau und das Kind, die regungslos auf der Bank saßen.

Die junge Frau hatte den Kopf zurückgelehnt. Über ihr strahlte die Laterne fahles Licht aus und auf den glühenden Wangen der Kranken lag der Schatten ihrer langen Wimpern.

»Wie schön, wie schön sie ist!« murmelte Benkler vor sich hin. An Oskar dachte er jetzt nicht, auch daran nicht, dass die junge Frau seines Sohnes Weib sei. Er geriet immer mehr in den Bann des Bewusstseins, dass das schöne jugendliche Wesen ganz und gar auf ihn angewiesen war. Und er war eigennützig genug, an die Tragweite dieser Tatsache zu denken. – Ich werde sie retten, versicherte er sich, ja, um

jeden Preis. Sie ist zu jung und viel zu kräftig, um dieser Krankheit zu unterliegen, sie muss gesund werden! – Er vergaß für kurze Zeit das Ungewisse und Beängstigende seiner Lage und malte sich immer klarer die Zukunftsbilder aus, die aus nebliger Ferne lockten und derer er sich vor Kurzem noch geschämt hätte. –

Die blassen Hände der jungen Frau ruhten schlaff in ihrem Schoß. Ihr war das Kopftuch von der rechten Schulter gerutscht. Benkler meinte, sie sei, gleich ihrem Kinde, fest eingeschlafen. Behutsam, um sie nicht aufzuwecken, zog er das Tuch wieder zurecht und strich ihr klopfenden Herzens verstohlen über die Wange. Die Kranke rührte sich nicht, öffnete aber die Augen, sah ihn verständnislos an und bat mit schwacher Stimme um Wasser. Erst war Benkler sehr erschrocken, er hatte den fragenden Blick der jungen Frau gefürchtet, doch als sich diese seine Befürchtung als grundlos erwies, wurde er unsäglich froh.

»Gleich, Kind, gleich bringe ich dir Wasser.«

Er versteckte den Koffer unter der Bank, sodass die Füße der Frau und des Kindes ihn verdecken, und rannte wie ein Dreißigjähriger hinter den Vorbau, wo er vorhin ein Wassergefäß aus Weißblech gesehen hatte. Der Kran war aufgedreht und – das Gefäß stand leer. An der dünnen, langen Kette hing ein verrosteter und zerbeulter Blechkrug. In der Eile hatte Benkler kein Glas mitgenommen, drehte deshalb mit einigen kräftigen Bewegungen die Kette ab und lief mit dem Blechkrug zur Wasserbude, füllte ihn mit kaltem Wasser und eilte zurück.

Benkler war nicht lange fort gewesen, überhaupt waren seit dem Aussteigen vielleicht zehn Minuten verflossen, ihm aber dünkte es eine Ewigkeit. Die Kranke wurde jetzt wieder von heftigem Fieberfrost geschüttelt und Benkler fragte sich, ob es nicht doch besser sein würde, sie in den Wartesaal zu bringen. Viel wärmer als hier im Freien konnte es drinnen zwar nicht sein, weil fast alle Fensterscheiben zer-schlagen waren, Benkler hatte es im Vorbeilaufen gesehen, doch die Frau hüllte sich immer fester in ihr Kopftuch und er meinte, unbedingt etwas für sie tun zu müssen.

»Geht es dir noch nicht besser?« fragte er besorgt.

»Ich weiß nicht ... sehen Sie doch mal nach, ob wir nicht bald einsteigen können.«

Die Antwort auf seine Frage nach ihrem Befinden war für ihn nicht sehr tröstlich, doch ihre Bitte ließ auf klares Verständnis für ihre Lage schließen.

»Ich gehe mal schnell nachsehen und werde sofort wiederkommen. Schläft Elly?«

Wozu er diese Frage gestellt hatte, war ihm selbst nicht klar, sah er doch das Kind schlafen und um die Antwort war ihm auch nicht zu tun, denn ohne diese erst abzuwarten, verschwand er im Dunkeln. »Es wird schon alles gut werden, es muss gut werden!« sagte er sich.

Benkler kam nicht bis zu dem Zug. Kaum aus dem Lichtkreis der Laterne getreten, begegnete ihm eine Gruppe Passagiere, die ihr Gepäck wieder zurück zum Stationsgebäude schleppten. Unter ihnen war auch die Frau, die ihrem Mann so energisch anbefohlen hatte, die Abfahrt zu beschleunigen. Benkler erkannte sie an der Stimme. Sie heulte jetzt und zankte mit ihrem ratlosen Begleiter.

»Und ihr wollt Männer sein? Memmen seid ihr! Glaubt dem Kerl wirklich, dass die Lokomotive nicht in Ordnung ist. Das ist wieder so einer, der nur nicht fahren will, und ihr könnt ihn dazu nicht zwingen. Statt ihm mal den Revolver auf die Brust zu setzen, lamentiert ihr hier herum. Die Roten werden uns hier noch fangen und dann ...«

Die letzten Worte waren schlecht zu verstehen, da die Frau jetzt noch lauter zu weinen anfang.

»Aber Elvira!« versuchte ihr Mann sie zu beschwichtigen. »Ingenieur Horn ist doch selbst dabei, wie kannst du nur so sprechen? Es ist doch besser, die Lokomotive hier auf der Station zu reparieren, als nachher bei dunkler Nacht irgendwo mitten in der Steppe stecken zu bleiben. In einer Stunde ist die Sache erledigt und wir holen rasch nach, was wir hier versäumen. Die Bahnlinie soll hier weiter ganz zuverlässig sein, wie man sagt ...«

»Wie man sagt, wie man sagt«, fiel sie ihm nachäffend ins Wort, »immer kommst du mit deinem ›wie man sagt‹, selbst aber weißt du nichts bestimmt. Und ich kann mich hier mit dem Gepäck abschleppen, als ob ich eine Dienstmagd wäre. Da nimm!«

Bei diesen Worten stellte sie ihrem Mann, der schon in jeder Hand einen schweren Koffer trug, ihre umfangreiche Reisetasche und ihre große Hutschachtel vor die Füße und schritt, ganz und gar gekränkte Würde, erhobenen Hauptes auf das Stationsgebäude zu. Der

Mann wagte nicht zu widersprechen, lud die Reisetasche und die Hutschachtel auch noch auf sich und folgte seiner erzürnten Gattin.

»Der arme Teufel!« flüsterte Benkler belustigt, »der hat gewiss auch eine große Mitgift geheiratet und hätte jetzt auch an vier Händen noch nicht genug, um den Launen seiner lieben Frau gerecht zu werden.«

Eine ganze Stunde sollte der Zug also noch stehen. Demnach war die Gefahr des Zurückbleibens vorüber und die Kranke konnte noch ein Weilchen ruhig sitzen. Benkler strich sich mit gewohnter Handbewegung über den Bart und machte kehrt, um seiner Schwiegertochter Bescheid zu sagen. Die Neugierde zwang ihn aber, sich nach dem Mann umzusehen, der mit nach innen gekehrten Fußspitzen und unter seiner übermäßigen Fracht ächzend gerade in den Lichtkreis der ersten Laterne trat. Benkler war die Stimme des Menschen bekannt vorgekommen. Nun blieb auch der Mann stehen, um Atem zu schöpfen.

»Ach Eduard Karlowitsch!« rief er übertrieben viel zu freundlich, sobald er Benklers ansichtig wurde. »Eduard Benkler, wenn ich nicht irre?«

»Ja, ja«, erwiderte der Angeredete und fühlte, wie etwas vom verloren gegangenen Ansehen ihn umwehte. Das berührte ihn wie die angenehme Wärme, die den Körper nach einem guten Schluck Wein durchrieselt. – Ich weiß wohl, warum du so freundlich bist, mein Lieber – dachte er schmunzelnd, – vier Gepäckstücke sind für zwei Hände immerhin etwas zu viel ... –

Jetzt entsann er sich, den jungen Mann vor einigen Jahren bei einem Geschäft flüchtig kennengelernt zu haben. Der Name des Mannes war ihm entfallen und deshalb schmeichelte es seiner Eigenliebe umso mehr, dass dieser nicht nur seinen Vornamen, sondern auch seinen Vaternamen behalten hatte und ihn so anredete, wie er in guten Zeiten angeredet worden war.

»Sie sind also auch hier?« fuhr der junge Mann fort. »Ja, ja, so sind die Zeiten ... Wer hätte das damals gedacht, als wir uns kennenlernen? Schade, schade, die Geschäfte fingen an, ganz gut zu gehen ...«

Benkler ärgerte sich über diesen familiären Ton. – Da sieh mal einer an: »damals, als wir uns kennenlernten! Als ob wir zusammen Kälber gehütet, oder Äpfel gestohlen hätten? – Damals war der junge

Mann viel bescheidener gewesen. Er hatte sich sichtlich gefreut, mit dem »reichen Benkler« in Berührung zu kommen, und ihn sogar um einen Rat fragen dürfen. – Und jetzt redet der in einem Ton, der zwischen guten Bekannten und vor allem zwischen Menschen gleichen Schlages angebracht wäre! – Benkler war jetzt wieder der alte Benkler und empörte sich über das Benehmen des Grünhorns, gleichzeitig lachte er aber schadenfroh über den jungen Nimmersatt, der womöglich noch tiefer in der Patsche steckte als er selbst. Das freute den alten Fabrikanten, denn er wusste, dass dieser Mann, der von seiner Frau wie ein Laufbursche behandelt wurde und von den übrigen Mitgliedern der Familie für etwas einfältig gehalten wurde, weil er kein besonders geistreiches Aussehen und viel zu große, abstehende Ohren hatte, bei all seinen Geschäften Glück gehabt und einen beneidenswerten Spürsinn für vorteilhafte Spekulationen besaß. Hätte der Krieg noch einige Jahre angedauert, dieser junge Mann wäre zweifelsohne mehrfacher Millionär geworden. Jetzt befand er sich aber auch unter den Ausgestoßenen, seine Karriere hatte also auch einen sehr bedenklichen Knick bekommen. Das freute den Alten, als würde seine eigene Lage durch das Unglück des andern irgendwie gebessert.

»Ja, wie Sie sehen«, antwortete er würdevoll. »Ich ziehe es vor, so lange im Auslande zu leben, bis der Schlamassel hier vorbei ist. Na«, fügte er nach bedeutungsvoller Pause hinzu, »s wird sich schon wieder legen; so schwach sind wir noch nicht, wie manche Leute vielleicht meinen.«

Eigentlich schaute Benkler gar nicht so zuversichtlich in die Zukunft, vor dem jungen Reisegefährten aber wollte er der große Mann bleiben, der, reif und lebenserfahren, die Situation vollkommen beherrscht und etwas weiter sieht als die meisten. Diesen Schein wenigstens musste er wahren, das war er seiner Vergangenheit und auch seiner Zukunft schuldig.

»Das meine ich eben auch«, pflichtete der junge Mann ihm bei, »man sagt doch ...«

»Wie man sagt, wie man sagt«, öffte Benkler ihn jetzt in Gedanken nach, wie er's vorhin von der Frau gehört hatte, und unterbrach ihn:

»Gestatten Sie, dass ich Ihnen etwas helfe!« O ja, Benkler konnte manchmal auch den gutmütigen Mann spielen! Er nahm dem Ge-

päckträger seiner eigenen Frau, wie er ihn für sich taufte, die Reisetasche und die Hutschachtel ab; – wer weiß, vielleicht ist er später selbst auf seine Hilfe angewiesen. – Der junge Mann nahm die Gefälligkeit dankend an.

Vor der Bank, auf der Benklers Schwiegertochter und Enkelin saßen, stand die Frau des jungen Mannes mit noch zwei weiblichen Passagieren. Benkler trat zu der Kranken und rief sie halblaut beim Namen. Sie antwortete nicht. Die Frau des jungen Unternehmers weinte nicht mehr und war jetzt ganz Dame. »Ihre Tochter?« fragte sie mit höflichem Kopfeigen.

»Nein, meine Schwiegertochter.«

»Und der Mann, Ihr Sohn, ist nicht hier?« – Das sieht ja fast aus wie ein Verhör – dachte Benkler gereizt. Die junge Dame machte ein überaus mitleidiges Gesicht und fügte hinzu, ohne Benklers Antwort auf ihre Frage abzuwarten: »Die Ärmste! Sie hat hohes Fieber und kann sich hier leicht erkälten ... Edwin«, wandte sie sich dann an ihren Mann, der die Koffer kaum auf die Erde gestellt hatte und mit wahrer Duldermiene auf dem Gesicht seine ermüdeten Arme bog und streckte, um das Blut wieder in Bewegung zu bringen, »Edwin, hilf doch mal die Frau in den Wartesaal bringen, vielleicht erwärmt sie sich noch, bis der Zug endlich mal abgeht.«

Benkler hörte diesen aus aufdringlicher Liebenswürdigkeit gegebenen Vorschlag mit sehr gemischten Gefühlen an, denn er konnte nicht den Verdacht loswerden, dass Frau Elvira es mit ihrer Besorgtheit lediglich auf die in Aussicht stehende Bank, auf eine bequeme Sitzgelegenheit abgesehen hatte. Er erwiderte jedoch nichts, sondern brachte die Kranke mit Hilfe des jungen Mannes in den Warteraum, wo er sie auf einer breiten Bank bettete. Als er wieder herauskam, um das schlafende Kind auch zu holen, hatten die drei Frauen die Bank schon besetzt. Er nahm Elly auf den Arm und trug sie hinein. Der junge Mann folgte ihm mit seinem Lederkoffer. Und dann war Benkler mit seinen Begleiterinnen allein im kleinen Wartesaal. Er stellte sich neben seinen Koffer ans offene Fenster, von wo er den Schein der Fackel bei der Lokomotive sehen konnte.

Draußen führten die drei Frauen flüsternd ein Gespräch, das er nicht verstehen konnte und das ihn auch nicht interessierte. Der junge Mann war nicht mehr bei ihnen, seine Frau hatte ihn bereits

wieder nach Erkundigungen über die Abfahrtsbereitschaft des Zuges ausgeschiedt.

Benkler horchte in die Nacht hinaus. Die Laute draußen hatten sich wenig geändert: hin und wieder hörte er den gedämpften Lärm der Wartenden, das Fauchen der Lokomotive und das Heulen des Windes im Geäst der Bäume. Die Kranke schlief, atmete aber viel zu rasch, als dass sie den Eindruck hätte erwecken können, ihr Zustand habe sich wesentlich gebessert. Benkler stierte unverwandt auf den nachtschwarzen Himmel. Alle Geräusche flossen ihm in eins zusammen und erschienen ihm wie ein unheimliches Raunen der Nacht, mehr rätselhaft als beängstigend. Er geriet in die sonderbare Geistesverfassung, wo der Mensch die Realität der Wirklichkeit minutenlang nicht empfindet und sich mit der Hand übers Gesicht streicht, oder sich in den Arm kneift, um sich von seiner eigenen Existenz zu überzeugen. Mag es nun die Folge der Müdigkeit, oder die Wirkung des nahen weiblichen Wesens gewesen sein, Benkler begann wachend zu träumen, was bei ihm sonst nicht vorkam. Er sah seine Schwiegertochter wieder gesund und lustig. Irgendwo in einem schönen Landhaus bei Berlin, oder Paris lebten sie zu dritt: sie, Elly und er. Die sinkende Sonne wirft schräge Strahlen durch das üppige Laub gepflegter Linden und färbt den geschorenen Rasen im Park mit blassgelbem Schimmer. Er selbst sitzt sommerlich gekleidet in einem geflochtenen Schaukelstuhl und liest die Abendzeitung. Besonders interessant sind die letzten Nachrichten aus Russland, wo längst wieder Ruhe und Ordnung herrschen, wohin er aber noch nicht zurück will, denn Winschu schickt ihm regelmäßig Berichte und überweist die Gelder nach seinen Anordnungen an verschiedene Adressen. Das Geschäft blüht ... Sie hat eine weiße Schürze mit über den Schultern gekreuzten Trägern vorgebunden, in der sie so mädchenhaft aussieht, deckt den Tisch auf der Veranda und trillert dabei ein lustiges Liedchen. Mitte auf dem Tisch steht in himmelblauer Porzellanvase ein frischer Blumenstrauß. Elly, ebenfalls hell gekleidet, spielt vor der Veranda. Immer klarer und schöner werden die Bilder seiner Vorstellung ... Und da bemerkt er auf einmal auf der heilgebliebenen Scheibe des gegen die Wand des Vorbaus gelehnten Fensterflügels den Widerschein purpurner Glut. Blitzschnell richtet er seinen alarmierten Blick auf eine bestimmte Stelle des nachtverschleierte Horizonts. Draußen

springen die drei Frauen erschrocken von der Bank, auch sie haben den Schein der fernen Feuersbrunst bemerkt.

»Da brennt wieder ein Dorf!« kreischt eine von ihnen. Sie packen ihre Sachen und laufen, so schnell sie können, zum Zug, wo sich der Lärm sehr verstärkt. Markerschütternd heult die Lokomotive auf und Benkler weiß: jetzt ist es so weit. Verschwunden sind die Zukunftsbilder, zurückgeblieben ist nur die graue Wirklichkeit und er ist wieder ganz er selbst – der fliehende Fabrikant Eduard Benkler, der den Verlust seines Reichtums immer noch nicht richtig fassen kann. Wie viel Zeit hat er noch?

»Du, Anna!« ruft er und steht mit zwei langen Schritten neben der Bank. »Anna, wir müssen sofort einsteigen!«

»Wasser«, stöhnt die Kranke, »Wasser!«

Jetzt fiebert Benkler; im Koffer liegen die Papiere, die ihm die Türen und Geldschränke ausländischer Banken öffnen werden, im Koffer liegen auch feste Werte. – Wie jetzt? Wenn er die Kranke und das Kind erst zum Zug bringt, kann der Koffer gestohlen werden und gleich mitnehmen kann er ihn nicht; die Kranke ist zu schwach und das Kind schläft. Den Koffer stehen lassen? Nein, das geht nicht. Hier ist zwar nirgends ein Mensch zu sehen, aber die können sich versteckt haben und irgendwo in der Nähe auf der Lauer liegen. – Mit »die« meint er alle, die er als Menschen niederen Schlages zu betrachten gewohnt ist. Vorhin hatte er drüben in einem kleinen Fenster Licht gesehen, am Telegraphenapparat einen blassen Bengel, der sich um all den Lärm nicht im Geringsten kümmerte. – Wer weiß, wohin und was der zu telegraphieren hatte? – Er denkt an die verflossene Nacht und den Maschinisten. Dann handelt er mit sich selbst: – Noch war nur ein Signal; ich laufe schnell mit dem Koffer zum Zug, übergebe ihn der Obhut des jungen Mannes und hole die Frau und das Kind. Vielleicht hilft er mir sogar, gewiss wird er mir helfen. – Diese Gedanken sind ihm durch den Kopf gerast, während die Kranke zweimal das Wort »Wasser« ausgesprochen. Er ist schon entschlossen, ohne es selbst zu glauben.

»Gleich, Anna«, sagt er und nimmt schon den Koffer, »halte dich bereit, gleich komme ich« und stürzt zur Tür hinaus.

Der Koffer ist jetzt federleicht. Er wundert sich selbst, woher er die Kraft hat. Ja, er wird noch zur Zeit kommen. Wird er? Nein, er lügt,

er glaubt es selbst nicht, fühlt, wie ihm kalte Angst im Nacken sitzt. Aber so grausam kann das Schicksal mit ihm nicht verfahren, er muss die Frau und das Kind retten, sonst kann er sich selbst nicht mehr achten und verscherzt die Zukunft, die schöner sein wird, als die Vergangenheit war. Da stolpert er über ein Schienengleis, springt hastig auf und läuft weiter. – Bald, bald wird er den Zug erreicht haben. Schneller, schneller! Im selben Augenblick ertönt die schrille Pfeife des Oberkondukteurs, aber er kann nicht mehr in seinem Lauf innehalten, kann nicht zurückgehen ... Kaum hat er die Geländerstange der Waggontreppe erfasst, setzt sich der Zug auch schon mit einem Ruck in Bewegung. Jetzt steht er, völlig außer Atem und in Schweiß gebadet, im Vorraum des Waggons. Er stöhnt vor Schmerz auf, fährt sich mit dem Handrücken über die nassen Augen und schaut mit verzweifelterm Blick auf den von der Feuersbrunst blutroten Himmel. Dort brennt sein erträumtes Landhaus. –

DER DÜSTEREN UND STÜRMISCHEN NACHT folgte ein selten schöner Herbstmorgen. Der Himmel war ganz klar. Kein Lüftchen regte sich. Zwei lange, schmale Wolken am östlichen Horizont zierte ein ungewöhnlich gleichmäßiger und blanker Goldsaum. Wie hell würde ein Lerchentriller jetzt klingen! Schon war die Sonne aufgegangen, aber nirgends ließ sich eine Vogelstimme vernehmen; es war Spätherbst. Die kleine Eisenbahnstation lag wie ausgestorben da. Wie mit dickem Schimmel überzogen, waren Dächer, Perron, Zäune und Schienen mit Reif befleckt. Überall, wo gestern noch grünes Gras zu sehen war, standen jetzt steife, silberweiße Borsten. Bei Tagesanbruch hat es tüchtig gefroren. Wo tags vorher oder abends eines Menschen Fuß ins Nasse getreten, oder sich sonst wie eine kleine Wasserpfütze gebildet, glänzt jetzt unter den Strahlen der Morgensonne ein perlmutterfarbenedes Stückchen Windeis.

Um den Wasserturm der Station kommt bedächtigen Schrittes ein alter Mann. Die großen Lederstiefel harmonieren ausgezeichnet mit seinem schwerfälligen Gang. Wenn er auf ein Eisstückchen tritt, bricht es wie Glas mit trockenem, hellem Klang in Scherben. Klar und leicht pflanzt sich dieser Ton in der reinen Luft fort und erweckt ein Gefühl, wie wenn man in Gegenwart eines schlafenden Kindes

zu laut gesprochen. Der Alte bemerkt es wohl kaum; ihn beschäftigen andere Gedanken. Von Zeit zu Zeit murmelt er etwas vor sich hin, das als ein zufriedenes Schelten zu bezeichnen wäre. Einen langen Strauchbesen auf der rechten Schulter, schreitet er dem Perron zu. Die Pelzmütze auf seinem Kopfe ist schon nicht mehr neu; der Fellbesatz an der Stirn hat kahle Stellen, wie die zerschundene Brust eines überarbeiteten Lastpferdes. Die Flügel der Mütze sind zwar aufgeklappt, aber nicht zusammengebunden, weil die Bänder daran fehlen. Bei jedem Schritt des Alten nicken sie, als wären sie in allen Stücken mit ihm einverstanden. Sein gelbverräucherter Schnauzer verdeckt den Mund völlig und fließt mit dem grauen Bart in eins zusammen; es sieht so aus, als ob sein Kinn gleich unter der Nase beginne. Das mit verschiedenfarbigen Flicklappen besetzte, gesteppte Wams reicht ihm bis an die hohen Stiefelschäfte. Ohne stehen zu bleiben, wendet der Alte den Kopf bald nach dieser, bald nach der andern Seite. Jetzt tritt er auf eine Stelle, wo gestern eine tiefe Pfütze gewesen sein muss; klanglos bricht die Kruste unter seinem Fuß zusammen und nasser Matsch quillt über seine Stiefelspitze. Er macht einen Schritt zur Seite und putzt den Stiefel mit seinem Besen ab.

Das tut er ganz gelassen und mit einer Selbstverständlichkeit, die auch die bescheidensten Ansprüche an seinen Schönheitssinn im Keime ersterben lässt.

Auf dem Perron angelangt, bleibt der Mann mit hoherhobenem Kopfe stehen. Forschend sieht er um sich und spuckt dann sichtlich zufrieden in großem Bogen zur Seite; nirgends ein Mensch zu sehen, der ihn bei seinem Tageswerk schon jetzt in der Frühe stören könnte. Mit kurzer Handbewegung schiebt er seine Mütze in den Nacken, stellt die Beine breit auseinander und beginnt weit-ausholend zu fegen. Von seinem Strauchbesen getrieben, tanzen weiße Papiermundstücke von teuren Zigaretten, bunte Konfektbildchen und platt getretene, hart gefrorene Kotstückchen in einen Müllhaufen zusammen.

Der Alte spricht mit sich selbst. Des kratzenden Geräusches wegen, das der hin- und herfahrende Besen auf den Bohlen verursacht, kann man aber nur einzelne Worte verstehen: »... herausgeputzte Bande! ... verrecken vor Angst und fressen dabei noch Konfekt ... glückliche Reise ... und dass ihr hier nicht mehr stänkert ... Oj – de – kanalje!«

Nach einer guten halben Stunde ist er mit dieser Arbeit und den damit verbundenen Gefühlsausbrüchen fertig. Nur noch den zusammengefügten Müll wegtragen. Dazu braucht er die große Blechschippe. Sie liegt auf dem Kehricht im Bretterkasten hinter dem Stationsgebäude, neben dem Zaun, der den Pappelgarten umschließt. Der Alte schultert den Besen wieder, geht vom Perron herab und den Schienenweg entlang. Gerade im Begriff, zum Garten abzubiegen, erblickt er weiter vor sich auf dem Boden etwas Kleines, Buntess. – Was kann das sein? – Interessiert geht er hin. Eine Puppe. Blondes Lockenhaar, himmelblaue Glasaugen, ein Engelsgesicht, ein buntes Kleidchen mit aufgepufften Ärmeln. Ein Fuß der Puppe ist in den Matsch getreten und festgefroren.

– Na seh nur mal einer, was die auf ihrem Wege nicht alles verlieren! Na, – denkt der Alte, – schaden tut's denen nichts, reichen Leuten kommt's auf solche Kleinigkeiten nicht an und Irinka, die Enkelin, wird froh dazu sein; eine so schöne Puppe hat sie noch nie gesehen. –

Er bückt sich krächzend, um das Spielzeug aufzuheben, und bricht den festgefrorenen Fuß dabei gleich unterhalb des Knies ab.

– Verflucht! Schon gut; einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul und schließlich ist ein Holzfuß nicht schlechter als dieser aus ... aus? Weiß der Teufel, woraus solche Puppenfüße gemacht werden? Es gibt ja Menschen mit Holzfüßen. –

Sein Freund Grisko, mit dem er neunzehnhundertfünf im Fernen Osten zusammen in einer Kompanie gegen die »Japanerchen« gekämpft, hatte im Gefecht ein Bein verloren, und nach zwei Monaten, als er ihn schon längst tot und begraben glaubte, sah er ihn eines schönen Tages wohl und munter auf einem Stelzbein herumspazieren. Es ging.

Der Alte betrachtet die Puppe sehr aufmerksam und steckt sie mit dem Kopf heraus behutsam in die tiefe Seitentasche seines Wamses. Dann geht er zum Müllkasten. Er zwinkert mit den Augen, denn das Wetter hat sich indessen langsam verändert und der Windhauch, der sein Gesicht trifft, ist kalt. Die Stämme und Äste der Pappeln sind dünn beeist und knistern leise, wenn ein Luftzug sie bewegt. Um diese Jahreszeit kommt das oft vor und der Alte achtet nicht darauf. Jetzt horcht er auf: aus dem Dorfe, das zwei Kilometer von der Sta-

tion entfernt, in einem Tal gelegen ist, dringt wüster Lärm herüber. Viele schwere Räder rattern über zu Stein gefrorene Erdschollen hin. Pferde wiehern und dazwischen klingen laute Rufe.

– Weiß oder Rote? Ob Weiße oder Rote, – denkt er, – ich werde es schon erfahren; an der Station gehen die nicht vorbei, wenn die Landstraße auch durch das Dorf führt. Soll sich mir auch ganz gleich bleiben, wer es ist, mögen sie sich prügeln, bis sie genug daran haben, wenn sie mich nur in Ruhe lassen. –

Nach einigen Minuten kommt der Alte um die andere Ecke des Gebäudes zum Perron zurück, ohne Eile. Vor dem blechernen Wassergefaß auf hohem hölzernem Dreifuß bleibt er stehen.

»Da hört sich aber doch alles auf!«

Missbilligend schüttelt er den Kopf, stellt die Schippe auf die Erde und erfasst das Ende der herabhängenden Kette.

Sechs Jahre hat der Krug hier gehangen. Das weiß er ganz genau, zwischen Ostern und Pfingsten ist Irinka zehn Jahre alt geworden und damals, als er auf Geheiß des Stationschefs den neuen Krug kaufte und ihn mit der dünnen Kette am Gefaß befestigte, damit er nicht »fortlaufe«, war sie erst im vierten. Sechs Jahre, und nun hat das Pack ihn mitgenommen, fortgestohlen!

Wieder schüttelt er den Kopf und verursacht mit der Zunge Laute, wie wenn er sein Ferkel an den Trog rufen wollte.

– Um den Krug allein ist es schon schade, aber nicht genug damit, nein, auch von der Kette haben sie noch ein Stück abgerissen. Wozu? Ach, sind das Zeiten! –

Er langt nach der Schippe, um seiner Arbeit wieder nachzugehen. Da wird er unerwartet von einer heiseren Männerstimme angerufen:

»He, Alter, bist wohl ganz allein hier?«

Der Alte fährt herum, so schnell seine Beine und die schweren Stiefel dies zulassen. Die Schippe lässt er klirrend zu Boden fallen.

– Teufel! – flucht er für sich. – Jetzt sind es doch Weiße! –

Ganz mechanisch stellt er den Besen wie ein Gewehr bei Fuß und hebt die Rechte militärisch grüßend an die Mütze:

»Ganz allein, Wohlgeboren. Die Herrschaften haben sich noch nicht blicken lassen.«

Er zwinkert mit den Augen und lässt die Hand langsam herabsinken

– Pfui Teufel! – bereut der Alte seine voreilige Ehrerbietung. Er hat richtig gesehen, es ist ein Bewaffneter, der auf ihn zugeschritten kommt, aber ein Offizier ist es nicht; wahrhaftig, die Wohlgeborenen sehen anders aus. Keine Spur von Achselstücken. Statt der Kokarde zierte ein breiter roter Zeugstreifen die oben zurückgebogene Wintermütze aus künstlichem, grauem Lämmerfell. Ein bärtiges Gesicht, Kartoffelnase und ein verschmitzt lachendes Augenpaar. Der Soldatenmantel ist schmutzig und die Beine in Wickelgamaschen ragen wie Stöcke aus den großen Schuhen hervor.

»Hast du mich erschreckt!«

An einem Strick, der den Riemen ersetzt, hängt der Bewaffnete sein Gewehr über die Schulter und lacht aus vollem Halse:

»Bist wohl ein Kontra, Alterchen, dass du mich ›Wohlgeboren‹ schimpfst? Hüte deine Zunge, sonst bei uns geht das rasch.« Dabei verzieht er das Gesicht zu einer fürchterlichen Grimasse und macht mit den Händen die Bewegung des Halsabschneidens. Die zwei Eiergranaten an seinem Gürtel schaukeln.

»Ein Kontra? Ein rechtläubiger Mensch bin ich, aber kein Kontra.«

Der Alte mustert den Mann vor sich mit verächtlichen Blicken. Erst war er einen Augenblick verlegen, weil er großes Unheil angestiftet zu haben meinte. Jetzt sieht er aber, dass der Mann sich mit ihm einen Scherz erlaubt hat, und das kränkt seine Eigenliebe. – So einer! Auch ein Soldat und trägt Schuhe statt Stiefel an den Füßen und das Gewehr an einem verfransten Strick. –

Die vernichtenden Blicke des alten Bahnarbeiters können den Bewaffneten nicht aus seiner guten Stimmung bringen.

»Bist du hier der Stationschef?« fragt er neckend. »Und von welchen Herrschaften sprichst du?«

»Du solltest dich über mich nicht lustig machen«, erwidert der Alte vorwurfsvoll. »Ich war auch mal Soldat und habe aus jener Zeit so einige Gewohnheiten beibehalten ... Von welchen Herrschaften ich spreche? Vom Iwan Sergeitsch – das ist der Chef – und von Jakob Spiridonysch, den Telegraphisten meine ich.«

»Sind die nicht dort, deine Herrschaften?« fragt der Bewaffnete mit übertriebener Höflichkeit und zeigt dabei mit dem gespreizten Daumen über die Schulter nach dem Stationsgebäude.

»Weiß nicht, war noch nicht dort.«

»Ist hier Militär vorbeigekommen? Gestern oder in der Nacht?«

»Nein, Militär nicht, nur ein ganzer Zug voller Burschujs.« Es kostet ihn große Anstrengung, das letzte Wort herauszubringen, dafür aber ist der Ärger und der Hass im Ton nicht misszuverstehen.

»Siehst du, Väterchen, das Wort kennst du schon, ›Burschujs‹. Was haben sie denn hier gemacht, die Burschujs?«

»Was sie gemacht haben? Nichts haben sie gemacht. Herumgeschrien haben sie, geplärrt und Konfekt gefressen, schau doch, was ich da alles zusammenkehren muss«

»Aber leidgetan haben sie dir doch? Gesteh es nur!« Der Bewaffnete ist ganz nah vor den Alten getreten, neigt den Kopf auf die Seite, kneift die Augen halb zu und sieht ihn bittend an, als ob ihm an diesem Geständnis wer weiß was gelegen wäre. Der Alte merkt den Spott und spuckt wütend aus:

»Leidgetan, leidgetan! Meinst wohl, ich wäre verrückt? Stundenlang haben sie hier herumgejammert wie kranke Katzen. Die Lokomotive war nicht in Ordnung. Da mussten die Leuten etwas warten und hatten eine Angst, wie wenn sie alle geschlachtet werden sollten. Unter ihnen war eine junge Dame, die stellte ein Geheul an, man hätte meinen können, ihr wäre ein Kind gestorben und ...«

»Schon gut«, winkte der andere ab, »wir wollen lieber mal in der Station nachsehen.«

Der bärtige Krieger ließ den Alten nicht ausreden. Den beiden näherten sich drei Männer. Offensichtlich wollte der Bewaffnete, der mit dem Alten gesprochen und als Kundschafter vorausgeschickt war, von seinen Kameraden nicht bei diesem harmlosen Geschwätz angetroffen werden.

Der Erste der Drei war ein junger Mann. Die hohe und breite Stirn, der offene Blick seiner dunkeln Augen und der militärische Gang gaben ihm ein forsches Aussehen. Er war von Kopf bis Fuß in Leder gekleidet. Vorn an seiner Mütze leuchtete ein roter Tuchstern. Seine einzige Waffe war eine Mauserpistole, die in einem schmalen Holzkasten an seiner Seite hing.

»Was gibt es hier, Petro?« wandte er sich an den Bewaffneten, der erwartungsvoll neben dem Alten stand.

Petro trat zwei Schritte vor, schlug die Hacken zusammen, dass es knallte, warf einen raschen, lachenden Seitenblick auf den Alten und

hob die Hand an die Mütze, um dessen veraltete Art des militärischen Grußes mit übertriebener Steifheit nachzuahmen. Er meldete:

»Nichts, Genosse Lewko. Auf der Station habe ich bis jetzt nur dieses eine Lebewesen entdecken können, diesen Bürger mit dem Besen und der Schippe. Er ist kein Kontra, wie er selbst behauptet, sondern ein rechtgläubiger Proletarier. Er hat hier auf dem Perron soeben Unrat zusammengekehrt, den die Bourgeois zurückgelassen. In der letzten Nacht ist hier nämlich ein Zug mit fliehenden Bourgeois vorbeigefahren, die auf der nächsten Station geschlachtet und für die Eisenbahner der Strecke zum Frühstück gebraten werden sollten. So hat dieser Mann mir im Vertrauen mitgeteilt. Die Station ist so leer wie mein Tabaksbeutel, und die proletarische Revolution hat hier sozusagen von selbst gesiegt.«

Während Petro seinen sonderbaren Rapport in einem Zuge herschnarrte, machte Lewko einige ungeduldige Handbewegungen. Petro merkte diese nicht oder tat wenigstens so. Auch die wütenden Blicke des alten Bahnarbeiters sah er nicht. Er weidete sich an dem weitaufstehenden Mund des achtzehnjährigen pockennarbigen Burschen, der hinter Lewko stand und den Petro durch seine Redegewandtheit wie schon öfter auch jetzt in stummes Staunen versetzt. Petro, der Sohn eines ukrainischen Dorfarmen, war erst jahrelang Knecht bei Kulaken seines Heimatdorfes und später Lastträger an verschiedenen Dnjeprhäfen. Trotz der vielen Strapazen seiner frühesten Jugendjahre hatte er Frohsinn und beständige Scherzlust nicht eingebüßt. Dank seines heiteren Wesens war er in der Maschinengewehrabteilung sehr beliebt. Das wusste er und deshalb erlaubte er sich des Öfteren kleine Freiheiten. Jedesmal, wenn er diesen staunenden Blick Grischas auf sich gerichtet sah, quälte ihn ein unbändiger Lachkitzel. Grischas Gesichtsausdruck hätte im Augenblick auch eine ernstere Natur heiter stimmen können. Seine strohgelben Brauen und Wimpern, die nur kaum merklich von der Haut abstachen, ließen seine blassen Kinderaugen noch farbloser erscheinen. Sein Mantel, der voll Flecken war und an dem der Riegel fehlte, hing faltig an seinem schwächlichen Körper wie Vaters Arbeitskittel um die schmalen Schultern eines dreizehnjährigen Jungen, wenn er nach starkem Gewitterregen barfuß und mit hochgekrempelten Hosenbeinen durch die Straße läuft, um die verirrte Kuh zu suchen. Der Kavalleriekarabiner auf seinem

Rücken, der Revolver und die Handgranaten an seinem Gürtel konnten ihn in Petros Augen nicht männlicher erscheinen lassen.

»Petro, Petro«, sagte Lewko und sein Knabengesicht wurde ernst, »du schnatterst ja, wie wenn du vom Maschinengewehr sprechen gelernt hättest. Plappermaul, das du bist! Wann hat der Zug die Station verlassen?«

»In der Nacht, Genosse Abteilungskommandeur.«

»Habe ich schon gehört, um wie viel Uhr, will ich wissen.«

»Danach habe ich noch nicht gefragt.«

»Um halb vier«, mischte der Alte sich jetzt in das Gespräch. Er war neugierig näher getreten, sah Petro noch einmal böse an und lüftete seine Pelzmütze vor Lewko.

»Gut. Wer sind Sie? Und wo ist der Telegraph?«

»Wer ich bin? Ein Veteran des Russisch-Japanischen Krieges«, vor einem Kommandeur konnte der Alte diese Tatsache nicht verschweigen, »und seit zehn Jahren Schwarzarbeiter an dieser Station. Der Telegraph ist dort in dem Gebäude. Wenn der Telegraphist nur schon gekommen ist; in den letzten zwei Tagen ist hier alles aus Rand und Band geraten.«

»Werden wir schon wieder einrenken!«

Lewko machte kehrt und schritt auf das Stationsgebäude zu. Petro und Grischa folgten ihm auf dem Fuß. Einige Schritte hinter ihnen ging der Vierte. Dieser, ein breitschultriger Mann, überragte die andern bedeutend an Wuchs. Von seinem ernsten Gesicht waren die Spuren heißen Sonnenbrandes noch nicht verschwunden. Das eckige Kinn und die Wangen, die wegen seines schwarzen, herabhängenden Schnurrbarts noch dunkler erschienen, waren glatt rasiert.

Der Alte zauderte einen Augenblick, und da sich keiner um ihn kehrte, folgte er der Gruppe so entschlossen, als beziehe sich das »kommt« in erster Linie auf ihn. Die Schippe ließ er am Boden liegen, den Besen aber nahm er mit.

Die erste Tür links, die in das Kabinett des Stationschefs führte, war verschlossen. Im zweiten Zimmerchen, das schon wochenlang nicht aufgeräumt worden war, schlief auf einem hohen Taburett sitzend und den Kopf auf den Tisch mit dem Morseapparat gestützt, ein junger Mensch. Lewko rüttelte ihn an der Schulter.

»Stehen Sie auf, wir werden Sie brauchen.«

Der Angeredete hob hastig den Kopf und blinzelte die Anwesenden schlaftrunken an. Dann sprang er auf, strich sich das blonde Haar aus der Stirn und wartete.

»Sie sind hier Telegraphist?«

»Ja.« Plötzlich leuchteten die Augen des Jünglings auf. Ein Zug der Freude erhellte sein blasses, übernächtiges Gesicht. So verändert sich das Landschaftsbild im Herbst, wenn durch einen Spalt in der Wolkendecke unerwartet ein Sonnenstrahl hervorbricht.

»Sie ... Sie ... sind Rote? Endlich! Ich hätte nicht schlafen sollen«, sagte er dann beschämt, »aber die Müdigkeit hat mich überwältigt. Wenn man eine Woche lang jeden Tag zweimal erschossen werden soll und ohne Ablösung am Apparat sitzen muss ...«

»Ist die Linie in Ordnung?«

»Nach Norden – ja, nach Süden nicht«, er schaute auf die Uhr, »seit drei Stunden schon.«

»Um vier Uhr fünfunddreißig Minuten telegraphierte ich nach B. Um diese Zeit müssen in den Marktflecken neben der Station die Hauptkräfte der roten Division eingetroffen sein ...«

»Woher haben Sie diese Information?« Lewko sah den Telegraphisten streng an.

»In B. am Stationsapparat arbeitet der Bruder meines Gehilfen, der hier hinter dem Pappelgarten in der vorigen Woche von weißen Offizieren erschossen wurde, weil sie ihn für einen Roten hielten. Mir wäre es nicht besser ergangen, wenn sie mich erwischt hätten. Ich sah, wie er fiel. Als sie ihn abführten, kam Irinka, das ist die Enkelin des alten Makarytsch, so ein keckes Mädel, zu meinem Versteck gelaufen und sagte es mir. Zum Glück hatten die tapfern Krieger es zu sehr mit der Angst zu tun, um mich lange zu suchen ...«

»Schneller, Freund, schneller! Was haben Sie heute nacht um vier Uhr fünfunddreißig Minuten telegraphiert?«

»Dass ein Zug mit fliehenden Bourgeois, überhaupt reichen Konterrevolutionären hier ausgelaufen und dort spätestens in eineinhalb Stunden eintreffen wird.«

»Wozu muss Ihr Bekannter in B. das wissen?«

»Um es dem Stab der Roten sofort zu melden.«

»Die Genossen wissen auch so, wie wichtig eine Eisenbahnstation für uns ist.«

»Vorsicht kann nie schaden.«

»Hm ... wann ist hier zum letzten Mal Militär vorbeigekommen?«

»Vor einer Woche.«

»Wo ist der Stationschef?«

»Der ist seit gestern Mittag verschwunden.«

Petro und die andern zwei Begleiter Lewkos waren aus dem engen Raum getreten. Im Gang herrschte Halbdunkel. Nur näher zum Ausgang drang von links etwas Licht herein. Dort stand Makarytsch an der halb geöffneten Tür und schaute ins Zimmer.

Petro trat näher zu ihm.

»Was siehst du da, Veteran des Russisch-Japanischen Krieges?« fragte er und schob ihn zur Seite, um auch hineinsehen zu können.

»Versteh nicht, was das bedeuten soll«, brummte dieser, »da schläft scheinbar jemand.«

Auch Grischa und sein Kamerad kamen jetzt neugierig herzu und schauten interessiert in den kleinen Wartesaal. Im Schatten der Ecke zwischen den Außenwänden, von denen nur eine ein Fenster hatte, lag auf einer breiten Holzbank eine Frauengestalt. Sie war in einen dunkeln, karierten Herbstmantel gekleidet. Die Spitzen ihrer Schuhe, an denen getrockneter Straßenkot klebte, waren starr und weit weggestreckt. Ihre linke Hand lag auf dem Leib und hatte sich fest in das große Kopftuch gekrampft, das auch ihre Brust und den Hals bis an das emporgerockte, wohlgeformte Kinn verhüllte. Es verdeckte gleichfalls etwas, das zwischen ihr und der Wand lag. Was es war, konnten die Vier nicht sehen. Alle schwiegen. Das Ungewisse alarmierte ihre Vorsicht: – Vielleicht ein Hinterhalt? Vielleicht lauert hier die Gefahr? – Grischa zog seinen Revolver aus der Tasche und trat schweigend in den Saal. Er sah links: nichts Verdächtiges, nur ein schmutziger Büfettschrank mit zerschlagenen Scheiben in der Vitrine. Grischa schaute rechts: der leere Saal, ein Fenster und unweit davon in der Ecke die Bank. Den Oberkörper vorgebeugt und den Blick scharf auf die Bank gerichtet, ging er, die schussbereite Waffe in der Hand, mit schleichenden Schritten darauf zu. Auch Petro hatte seine Revolvertasche aufgeknöpft. Der große Stille hielt seinen Karabiner in den Händen. Makarytsch hatte seinen Besen auf die Diele gestemmt und einen Fuß über die Schwelle zu stellen gewagt. Gespannt achteten die Drei auf jede Bewegung Grischas.

Einen Schritt vor der Bank richtete dieser sich hastig gerade. Er ließ den Revolver aus der Hand gleiten, sodass er, am Riemen baumelnd, hin- und herpendelte, und kehrte den Kameraden an der Tür sein schreckensbleiches Gesicht zu. Er hatte in die gebrochenen, glasig kalten Augen einer Toten geschaut. In dem blutleeren, schönen Gesicht der Frau waren ihm diese halb geschlossenen Augen ungewöhnlich groß vorgekommen. Was ihn aber am meisten erschreckte, war das reine, wächserne Antlitz. Er hatte dem Tod in manchem Gefecht von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden, doch in dieser Form hatte er ihn noch nie gesehen. Ohne Wunden, ohne Blut! Das konnte er nicht gleich fassen: alle Menschenleichen, die er bisher gesehen, waren verstümmelt. So, wie er den Tod hier vor sich sah, war er ihm unverständlich, schien er ihm unbegründet und unvermeidlich wie das Schicksal, an das er den festen Glauben aus der dumpfen Atmosphäre seines Dorfes mitgebracht hatte. Dagegen konnte man sich nach seinen unklaren Vorstellungen nicht wehren; – dagegen kann keine Tapferkeit und keine Kampferfahrenheit helfen. – Sein instinktiver Protest hatte etwas mit dem Gebaren eines Kindes gemein, das am Kadaver eines Tieres der gleichen Art vorbeigeht.

»Eine – Tote!« stöhnte er flüsternd.

»Ach du, Waschlappen!« platzte Petro jetzt heraus, den die sekundenlange, quälende Spannung nachträglich ärgerte. »Da hast du aber auch was gefunden, um uns zu erschrecken! Verrückter Kerl! Wenn's ans Schießen und Stechen geht, kommt man dir nicht nach, und hier ...«

Petro ging auf die Bank zu. Der andere folgte ihm langsam.

»Leichen«, erwiderte Grischa kleinlaut, »Leichen habe ich oft gesehen, aber solche nicht.« Er wandte sich ab und ging ans Fenster.

»Ach was, so groß wird der Unterschied nicht sein. Wollen doch mal sehen.« Petro erfasste das Tuch, um es von der Gestalt zu ziehen. Da begann sich hinter der Toten etwas zu regen.

»Na?« Er ließ das Tuch nicht los, zog aber weniger stark daran.

»Das ist bestimmt nicht tot.«

Von dem Gespräch der Männer und vom Ziehen am Tuch war Elly erwacht. Sie richtete sich schnell auf und schaute verwirrt um sich. Ihre Wangen waren vom Schlaf gerötet. Petro wurde sehr ernst. Der Große stand neben ihm und schaute andächtig auf das sonderbare

Bild. Das Kind rieb sich mit den Fäusten die Augen und sah die Männer der Reihe nach fragend und ängstlich an. Dann füllten sich seine Augen mit Tränen und das Gesicht verzog sich zum Weinen.

»Nu, nu, nu«, sagte Petro weich und wehrte beschwichtigend mit der Hand, »es tut dir niemand was, nur nicht weinen, kleines Fräulein, nur nicht weinen.«

Das Kind, das den Sprechenden offensichtlich nicht verstand, gab keinen Laut von sich. Zwei große Tränen rollten ihm über die Wangen und die vollen, roten Lippen zuckten krampfhaft. Im Zimmer war nur das Schnaufen des alten Makarytsch zu hören. Im nächsten Augenblick wurde diese Stille unerwarteterweise gestört. Grischa, der während dieser kleinen Szene am Fenster gestanden, kam jetzt mit hastigen, schlürfenden Schritten näher. Unter seinen grobgenagelten Schuhen knirschte der feuchte Sand auf der schmutzigen Kacheldiele. Sein sonst gutmütiges und etwas einfältiges Gesicht war vor Wut verzerrt. Bevor Petro begriff, was Grischa vorhatte, packte dieser das Mädchen grob bei den Schultern und stieß keuchend hervor, indem er es unsanft schüttelte:

»Totschlagen sollte man dich! Du ...«

Sekundenlang richtete es die vor Schreck und Schmerz geweiteten Augen auf den wütenden Menschen. Dann verschwand die Starrheit von seinem Gesicht und es begann laut und heftig zu weinen.

»Mama, komm! Mama, komm!«

Grischas Auftritt hatte Petro für einen Augenblick aus der Fassung gebracht; er ließ das Tuch los. Einen groben Fluch ausstoßend, fasste er den Kameraden jetzt beim Oberarm:

»Grischa! Was machst du?«

Grischa ließ das Kind los, welches sofort zu weinen aufhörte, nur noch laut und nervös schluchzte, kehrte sich weg und begann selbst laut zu heulen.

Durch den Lärm angelockt, trat Lewko, der noch mit dem Telegraphisten gesprochen hatte, ins Zimmer. Den Blick auf die tote Frau gerichtet, schritt er zur Gruppe. Er merkte, dass hier etwas vorgefallen war, schaute auf das kleine Mädchen, auf Grischa, der am Fenster stand, und wandte sich dann an Petro:

»So, so. Die ist wohl von dem gestrigen Transport zurückgeblieben?«

»Ich denke, ja, Herr Kommissar«, antwortete der Alte, während er zaudernd näher trat. »In der Nacht, als die Leute hier umstiegen, sah ich die Frau und das Kind. Sie waren mit einem älteren Mann zusammen. Vielleicht ist es ihr Vater gewesen. Er war großartig gekleidet und trug einen schweren Lederkoffer. Das war so ein ganz reicher. Die Frau sah wirklich krank aus; der Mann musste sie fast tragen. So ...«

»Verständlich, es war eine überflüssige Last ... Grischa, was ist mit dir?«

Grischa antwortete nichts. Er wischte sich mit dem Mantelärmel die Augen.

»Des kleinen Mädchens wegen hat er sich so aufgeregt, Genosse Lewko. Du kennst doch die Geschichte seiner Schwester?« antwortete Petro.

Diese Geschichte kannten tatsächlich alle Kameraden Grischas. Vor fünf Monaten kam der Bursche in zerlumpten Kleidern und abgetretenen Bastschuhen zum Truppenteil. Auf die Frage, was er wolle, erklärte er vor Aufregung stotternd: »Freiwillig zu den Roten. Will alle Weißen totschiessen.« Dabei schüttelte er seinen schweren Eichenknüppel. Seine Augen blitzten und um den bartlosen Mund zuckte es schmerzlich. »Na, Junge, dann schmeiß nur schnell deinen Stock weg!« belehrte ihn Petro damals väterlich, »und komm mit mir zum Kommandeur, damit du einen Schießprügel bekommst; mit Knüppel kriegen wir nicht, wir machen keinen Spaß.« Lewko, der sich für den Neuhinzugekommenen sehr interessierte, gelang es aber nicht gleich, von dem jungen verwirrten Menschen Näheres über die Beweggründe seines freiwilligen Eintritts in die Rote Armee zu erfahren. Grischa hatte zusammenhangloses Zeug gestammelt und mit den Zähnen geknirscht. Lewko verstand soviel, dass es sich um des Burschen kleine Schwester, Anjuta, handle, die bei einer Schießerei der Weißen in Grischas Heimatdorf ums Leben gekommen war.

Grischa führte jeden Befehl pünktlich aus. Anfänglich war er still und in sich gekehrt, ja sogar schüchtern. Im Gefecht jedoch erwies er sich als furchtloser Draufgänger. Dieser scheinbare Widerspruch trug ihm sehr bald die wärmste Neigung der Kampfgenossen ein. Er selbst hielt sich stets am liebsten in Petros Nähe auf, dessen Redegewandtheit ihn mit begeisterter Verwunderung erfüllte. In der Maschinengewehrabteilung lernte Grischa sozusagen sprechen, und im Laufe der

Zeit erfuhren die Kameraden von ihm die Geschichte seiner Schwester, eine traurige Geschichte, die ihn erschüttert und maßlos erbittert hatte.

Lewko begriff sofort den Zusammenhang.

»Mit Kindern führen wir nicht Krieg«, sagte er mit leichtem Vorwurf, indem er Grischa einen raschen Blick zuwarf. »Das Mädchen werden wir ins Dorf mitnehmen und die Frau musst du heute noch begraben«, wandte er sich an den alten Makarytsch.

»Ich, heute noch begraben? Bin ich denn ein Totengräber, Herr Kommissar! Ich bin ein Bahnarbeiter.«

»Nicht Herr Kommissar, sondern Genosse Lewko. Ich bin roter Abteilungskommandeur und du – wirst heute auch mal Totengräber sein, verstanden?«

»Jawohl, Genosse Lewko.«

»Petro, wickle das Kind in das Tuch und kommt, wir haben hier nichts mehr zu tun. Wir müssen dem Stab darüber Meldung machen, wie es hier auf der Station aussieht.«

Petro schickte sich an, dem Befehl Folge zu leisten, aber Elly war damit nicht einverstanden. Schnell stand sie auf, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und wehrte sich mit beiden Händen energisch:

»Ich will nicht, ich will nicht!«

Der schweigsame Rotarmist mit dem schwarzen Schnurrbart lächelte bei diesen Worten des Kindes verständnisvoll.

»Die spricht nicht russisch. Verstehst du sie, Genosse Kempel?«

»Sie spricht deutsch, Genosse Kommandeur.«

»Dann beruhige die kleine Landsmännin mal; wir haben Eile.«

Kempel nahm das Tuch aus Petros Händen.

»Wie heißt du, Mädchen?«

Das Kind blickte erstaunt auf den fremden Mann.

»Elly«, antwortete sie nach einigem Zögern.

»Ella? Na komm, Ella, ich trage dich nach Hause.«

»Mama soll mitkommen!«

»Was sagt sie?« fragte Petro voll Teilnahme.

»Sie will nicht ohne ihre Mutter gehen. – Deine Mama ist tot, Kind, komm!« Er wollte ihr das Tuch um die Schulter legen.

»Nein, Mama aufwecken, Mama soll auch mitkommen!«

Elly ließ sich wieder auf die Bank nieder und begann die Tote zu rütteln. Dabei weinte sie und schaute hilfeschend um sich. Unwillkürlich berührte sie die Wange der Mutter, erschrak, zog die Hand zurück und schaute auf die Tote wie auf eine Fremde.

Kempel stand ratlos da. Wie sollte er dem Kind nur klarmachen, dass seine Mutter nicht schläft, sondern gestorben ist?

»Mama ist krank, Ella. Die muss noch schlafen. Sie kommt auch bald. Ich werde dich nach Hause tragen, sonst hier erfrierst du.«

Solange Elly unter dem Tuch geschlafen, hatte sie die Kälte nicht gespürt. Jetzt fröstelte sie in der rauen Luft des Zimmers. Noch stärker aber bedrückte sie die unverständliche Scheu vor der kalten, erstarrten Mutter. Als Kempel die Hände mit dem Tuch nach ihr ausstreckte, ließ sie sich ruhig einwickeln und von ihm auf den Arm nehmen.

Während die Rotarmisten sich mit dem Kind beschäftigten, stand der Alte beobachtend abseits. Er griff mehrmals unschlüssig an seine Tasche. – Vielleicht wird das Mädchen gefügiger, wenn ich ihm die Puppe gebe? Soll ich? ... – Aber das da? – Makarytsch schaute wie gebannt auf das Fenster, von dem Grischa weggetreten war. Da steht er ja, der Blechkrug, und auch das Stück Kette hängt daran. So ein Pack! – Nein, wozu dem fremden Bourschujkind das Spielzeug geben, wo Irinka sich doch so sehr darüber freuen wird? Es wird auch so gehen. Es geht. –

Grischa und Kempel mit dem Kind auf dem Arm gingen eilig fort. Petro und Lewko waren schon draußen. Makarytsch blieb allein im Wartesaal. Er kratzte sich verlegen hinterm Ohr und brummte: »Na, ja, tot ist sie und dann muss sie auch begraben werden.«

VON DER STATION ZUM DORFE führte ein schmaler Feldweg, der sich durch die Herbstäcker schlängelte. Nur hier und da war ein Streifen Stoppelland zu sehen. Grischa ging schweigend hinter Kempel und Lewko und schaute vor sich auf den Weg. Petro musterte mit heitern Blicken die Gegend. In jeglicher Lage suchte er etwas Angenehmes. Innerlich lachte er noch immer über den alten Makarytsch, während er mit Wohlgefallen auf die reifbedeckten Schollen schaute, die in der Sonne stellenweise wie Steinsalz glänzten. Dieser Vergleich, den er für sich anstellte, rief ihm eine heitere Erinnerung wach. Vor eini-

gen Jahren hatte er mit einer Gruppe Lastträger Salz ausgeladen. Solange sie damit zu tun gehabt, waren sie den Salzgeschmack im Gauen nicht losgeworden. Besonders hatte darunter ein struppiger Kerl, ein ehemaliger Viehhändler, gelitten; dieser hatte seinen unbändigen Durst unmöglich löschen können und schließlich mehr Geld vertrunken, als er bei dieser Arbeit verdiente.

SO IM FREIEN FELD war Elly noch nie gewesen. Neugierig wandte sie das Gesicht hin und her. Dadurch weckte sie Kempel aus seinem Sinnen. Ihre Last wurde ihm beim Gehen auch ohnehin schon fühlbar. Er schaute sie an. Von ihrem Gesicht waren aus dem Tuch nur Nase, Wangen und Augen zu sehen. Er nahm sie auf den andern Arm und dachte an seinen Buben und an seine Frau. Diese waren weit, in einem Dorf auf der Bergseite der wolgadeutschen Kolonien. – Wie leben sie jetzt? Auch dort wird schon die Sowjetmacht eingeführt sein. – Zusammen mit noch zweien war er aus seinem Dorfe fortgegangen. Beim ersten Zusammenstoß mit den Weißen war einer seiner Dorfgenossen gefallen und der andere unlängst mit einem gefährlichen Hüftschuss vom Truppenteil zurückgeblieben. In seiner Abteilung war Kempel jetzt der einzige Deutsche. Er wurde für einen Schweiger gehalten, weil er wenig redete. Die russische Sprache machte ihm einige Schwierigkeiten, er sprach mit starkem Akzent, aber das war nicht der Grund seines Schweigens. Er ging wie mit aufeinandergebissenen Zähnen auf ein Ziel zu: Land!

»Land! Land!« Das war vor seinem Abschied vom Dorfe das Schlagwort des Tages gewesen. »Die Bolschewiki wollen uns Land geben«, hieß es damals unter den Armen.

Kempel war gleich zu Beginn des imperialistischen Krieges ins Heer einberufen worden. Der Krieg, dieser verfluchte Krieg, hatte ihm alle Pläne zerstört. Oft, wenn er und seine Frau nach harter Tagesarbeit an irgendeinem Heu- oder Strohschober ihres Herrn geruht, auf freier Steppe und nur den sternbesäten Himmel über sich, hatten sie ausführlich über ihre Zukunft gesprochen. Sie dienten damals beide, hatten die Hoffnung, eine eigene Wirtschaft gründen zu können, aber nicht aufgegeben. Sein eigener Herr werden, das war Kempels sehnlichster Wunsch. Um ihn zu verwirklichen, hatte er oft für

zwei gearbeitet. Zusammen hatten sie am Ende des Dorfes nach Feierabend und an Sonntagen eine Lehmhütte gebaut. Das war schwer, sehr schwer gewesen, doch hatten sie es freudig getan. Ihre Aussichten auf die Zukunft hatten sich damals nach ihrer Meinung gebessert. Die Frau konnte wieder voll mitarbeiten, denn ihr Sohn, der Heinrich, war schon sieben Jahre alt. Sie hatten ein schönes Rind, ein verspätetes Erbstück der Frau, das sie mit großer Mühe und Sorge aufgezogen hatte. Die Milch für das Kalb hatten sie am eigenen Munde abgespuckt. Aber es war etwas daraus geworden und sie hatten es sich schon überlegt, wie sie durch einen Tausch und noch angestrengtere Arbeit ein Pferd dafür erstehen könnten. Ein Pferd! Ein eigenes Pferd! Das wäre erst der richtige Anfang gewesen. Und dann war der Krieg, dieser dreimal verfluchte Krieg, dazwischengekommen. Zu Ende des zweiten Kriegsjahres erhielt Kempel einen kurzfristigen Urlaub. Die gezählten Tage waren ihm und seiner Frau wie im Rausch eines verloren geglaubten und wiedergefundenen Glücks verstrichen. In Erinnerung davon ist ihm nur der süße Taumel ihres Liebesglücks geblieben; aus Furcht vor der bevorstehenden Trennung hatten sie nie von dem Unvermeidlichen gesprochen. Das Dorf wartete in stummer Verzweiflung auf das Ende, den Frieden. Nach der Februarrevolution kehrte er wieder auf einige Tage nach Hause. Da hatte sich schon vieles geändert. Auch er war nicht der im Elend verstumpfte Frontsoldat geblieben. Unter dem Einfluss der Ereignisse an der Front und in den beiden Hauptstädten hatten sich seine langjährigen Wünsche in bestimmte Hoffnungen verwandelt. Es waren die Hoffnungen von Millionen. Die provisorische Regierung machte aber keine Anstalten, diese Hoffnungen zu verwirklichen. »Frieden! Land! Die Bolschewiki versprechen uns Land. Versprechen! Was ist uns nicht schon alles versprochen worden? Sollen sie's mal geben?«

Die Frau war über ihre Jahre gealtert. Harte Arbeit, Entbehrung und die Sehnsucht nach ihrem Mann, den sie in beständiger Todesgefahr wähnte, hatten ihre besten Kräfte aufgezehrt. Sie diente noch bei demselben Bauer, war aber auch nicht mehr das duldsame Wesen, wie ehemals. Knechte, Mägde und Armbauern waren unzufrieden und unruhig. Sie warteten alle auf etwas Neues, Großes, das nach dem Sturz der Zarenregierung kommen musste. Es kam aber nicht, weil dieses Neue noch zu viel Feinde und zu wenig Freunde hatte. Ku-

laken und wohlhabende Bauern beobachteten die Unzufriedenen misstrauisch. Auch Kempel befand sich unter diesen Unzufriedenen. Das aufrührerische Wühlen bestärkte ihn in seinen Hoffnungen. Seine Frau war während der Urlaubszeit frischer, gesunder und lustiger geworden. Dann fuhr er zum dritten Mal an die Front. Zu Kämpfen kam es aber nicht mehr; die Soldaten verweigerten es einfach. Sie gingen zu den deutschen Soldaten in die Schützengräben und diese kamen zu ihnen. »Nieder mit dem Krieg! Genug – Frieden! Frieden! Land!« Kempel hörte in diesen Tagen um ersten Mal, dass in Deutschland ebensolche Landarme und Batraken leben wie in seinem Dorfe, und dass sie gleich ihm nach Frieden und Land hungern. Vieles von den Ereignissen blieb ihm unverständlich, eines aber sah er klar: es gibt viele, die dasselbe wollen. Und da hieß es eines Tages. »Der Krieg ist aus! Nach Hause! Nach Hause! Es gibt Land!«

Nach zwei Monaten, die ihm heute noch wie ein wirrer Traum vorkommen, langte er im Dorfe an, auf immer, wie er als kriegsmüder Frontsoldat glaubte. »Die Pfosten raus!« riefen die Armen während der häufigen Versammlungen immer kampfmütiger und die Feindschaft in der Gemeinde wurde mit jedem Tag größer. In Versammlungen, auf der Torbank und sogar in vielen Familien wurde erbittert gestritten. »Du sollst nicht begehren deines nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh und alles, was dein Nächster hat«, donnerte der Pastor von der Kanzel. Dann sprach er viel und schrecklich gelehrt über die Deutschen und das Deutschtum, von deutscher Ehrlichkeit und Treue. Selbst aber ging er zu jeder geheimen Zusammenkunft der reichen Bauern bei seinem Schwiegervater März, dem größten Kulaken des Dorfes. Kempel wusste wohl, dass bei diesen Zusammenkünften nicht zum Nutzen der Armen gesprochen wurde, und doch riefen diese Predigten manche Zweifel in ihm hervor. Er war streng religiös. Wie denn? Versündigen wollte er sich nicht, aber die Worte des Pastors konnten seinen Landhunger nicht stillen. – Das Land muss allen gehören, wie die Luft, denn auch ohne Land kann niemand auskommen, kein Mensch, – sagte Kempel sich immer wieder. Von inneren Widersprüchen gequält, ging er im Frühling oft aufs Feld. Aus großen Lücken in der schmelzenden Schneedecke schaute die dampfende Erde hervor. Nie in seinem Leben hatte er die schwarzen Schollen mit solchen Gefühlen betrachtet. Jedesmal nahm er eine Handvoll

mürber, duftender Erde, zerrieb sie zwischen den Fingern und starrte grübelnd darauf, als ob er das Geheimnis ihrer Fruchtbarkeit so ergründen könnte. – Die Urgroßväter haben sich von ihren Früchten genährt. Die Väter haben das Land bebaut und nach meinem Tode wird der Sohn es mit seinem Schweiß tränken. Und die Erde bleibt immer dieselbe. Was ist der Mensch dagegen? Wie kann er sich erfreuen, diese Gottesgabe an sich zu reißen und den Nächsten zurückzustoßen!? – Überwältigt von solchen Gedanken, die er nie hätte in Worte kleiden können, ließ er die feine Erde fallen und schaute über die dunstverhüllten Felder mit einer Sehnsucht, die dem Verlangen ähnlich war, mit dem er als heranreifender Jüngling in schwülen, schlaflosen Nächten an das Weib dachte, an das Weib überhaupt, das er noch nicht kannte. – Nein, – sagte er sich dann, – der Pastor hat nicht recht, es ist nicht gottlos, um Land zu kämpfen; ich bin ein Bauer und muss Land haben. –

Im Dorfe war es schwül und drückend, wie vor einem Gewitter. Jedes der beiden feindlichen Lager spürte, dass in dem andern etwas vorbereitet wird; dass Schritte unternommen werden, die den Streit entscheiden sollen. Kempel hatte zwei gute Freunde, beide zurückgekehrte Frontsoldaten, der eine ein Batrak, der andere ein Armbauer. An einem Abend bekamen sie die Nachricht, dass im Nachbardorf zwei von den ihrigen erschlagen worden seien. Sie waren lange genug Soldat gewesen, um sofort zu verstehen, um was es geht. »Himmel-Herrgott-Donnerwetter!« hatte Kempel zu seinen Kameraden gesagt, »jetzt ist's aber genug! Jetzt müssen wir anders anfangen!« Sie waren sich schnell einig. Die Gewehre unter den Mänteln versteckt, gingen sie nach kurzem Abschied noch in derselben Nacht aus dem Dorf – zur Roten Armee.

An diese Zeit dachte Kempel. Die aufwühlenden Gefühle, die ihn damals bewegt, klangen jetzt in ihm nach, während er mit dem fremden Mädchen auf dem Arm neben seinem Abteilungskommandeur herschritt. Er musterte das gepflügte Feld mit Kennerblicken. – Die haben ihr Land nicht versaut. – Das schmeichelte ihn; denn er wusste, dass es ein deutsches Dorf ist, obzwar er mit seinen Bewohnern noch wenig in Berührung gekommen war.

Lewko sah ihn von der Seite an und lächelte überlegen. Er verstand diese Bauernnatur. Hatte er doch auch, bevor er in die Fabrik

gekommen war, bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr im Dorfe gelebt. »Kempel«, sagte er dann, »Genosse Kempel, was meinst du, wenn dir der Goldbetresste gestern Abend nicht entwischt wäre? Der Regimentskommandeur hätte deine Heldentat im Tagesrapport vermerkt. Überhaupt wäre das für uns eine schöne Sache gewesen.«

Kempel räuspert sich; er braucht Zeit, um sich aus der Heimat, wo er gerade in Gedanken weilte, hierher zu versetzen. Aber Lewko hat eine passende Frage gewählt, um ihn aus seinen Gedanken zu rütteln. Ja, ihm ist gestern ein Malheur passiert, er hat den weißen Offizier entwischen lassen. Einen Hieb über den Nacken hat er dem Mann versetzt, aber festhalten konnte er ihn nicht, und das wurmt ihn. Deshalb wirkt die Frage des Kommandeurs wie ein Peitschenhieb.

»Den krieg ich noch mal, das Gesicht vergess ich nie«, antwortete er ärgerlich.

Lewko wollte ihn aber nicht ärgern, er wollte sich mit Kempel einfach unterhalten, weil er ahnte, was beim Anblick der Herbstäcker in ihm vorging.

»Na gut, wenn ihn vorher kein anderer erschlägt, vielleicht glückt es dir ein andermal besser. Mit dem Geschmeiß sind wir ja jetzt bald fertig. – Was denkst du zu unternehmen, wenn wir die Weißen zum Teufel gejagt haben?«

»Hm, das ist doch klar, Genosse Lewko, an die Wolga, in mein Dorf zurück, bauern.«

Jetzt schmunzelte Lewko etwas verächtlich. Er stellte sich vor, wie sein Onkel damals bauern hatte; der Vater war irgendwo Arbeiter in einer Eisengießerei. Nach Hause kam er selten, aber wenn er kam, dann lachte er über des Onkels armselige Wirtschaft und fluchte über sein eigenes Los.

»Bauer werden, ist nicht schwer, aber Bauer bleiben – so, so, bauern? Dazu muss man aber auch Land haben ...«

»Land bekommen wir jetzt doch.«

In Kempels Mund klang diese zuversichtliche Behauptung mehr wie eine bange Frage.

»Selbstverständlich«, bestätigte Lewko, »aber Pferde und Wirtschaftsgeräte?«

»Ich habe eine Kuh, und dafür will ich ein Pferd eintauschen. Gewiss, zugeben werde ich schon was müssen ...«

Er erklärte dem Kameraden seinen ganzen Plan. Es muss glücken. Was macht es schließlich, wenn sie auch einige Jahre keine Milch trinken werden; es geht auch mit Süßholzte. Sie werden vorwärtskommen. Im ersten und zweiten Jahr wird er mit einem andern Batraken, der auch ein Pferd hat, zusammenspannen. Die Ernte wird gut sein, denn sie werden ihr Land nicht versauen, mindestens drei Werschok tief werden sie's »umreißen«, und mit der Zeit wird ja auch das Füllen heranwachsen. Dann kann er es noch besser machen. Ja, das ist selbstverständlich, die Kuh vertauscht er nur für eine Stute, am besten für eine trächtige. Ein Bauer muss Jungvieh haben.

Petro zeigt wenig Interesse für dies Gespräch; es war ihm zu ernst. Zudem hatte er auch schon einige Stunden nicht geraucht. Mit der Geste eines Großkaufmannes holte er seinen Tabaksbeutel aus der Tasche. Es war ein kleines Säckchen. Die eine Seite bestand aus einem Stück blauen Sammet mit feinen Glasperlen bestickt, die andere war aus bunten Stückchen zusammengenäht. Er legte den Beutel, aus dem er schon am frühen Morgen das letzte Restchen Tabak herausgeschüttelt hatte, auf die linke Handfläche und strich ihn mit der andern glatt. Die Perlenstickerei schillerte wie Schlangenhaut. Diesen Tabaksbeutel trug Petro als Andenken an Oksana, eine lustige Fischertochter aus einem Dnjeprhafen mit sich.

»Ech, ma ...«, seufzte er, »leer wie eine Kirche, wenn der Pope sich krankgesoffen. Grischa, du musst noch was haben.«

»Was denn?«

»Tabak.«

Grischa gab ihm das Gewünschte und ließ sich in seinen Gedanken weiter nicht stören. Hin und wieder warf er einen Blick auf Elly, die über Kempels Schulter schaute und im Takt seiner Schritte mit dem Kopf nickte.

Lewko hatte dessen Rede still zugehört und sich gewundert, dass der Deutsche auf einmal so viel und so begeistert sprechen konnte, sagte er sonst doch selten mehr, als unbedingt notwendig war.

»Und du meinst wirklich, dass du es so machen kannst?« fragte er Kempel, als dieser ein Weilchen geschwiegen hatte.

»Warum nicht, viele machen es so.«

»Viele?«

»Mein Nachbar Später hatte anno zwölf nur ein Pferd, und als der

Krieg ausbrach, hatte er schon drei, eine Kuh, einen eisenachsigen Wagen und einen Pflug.«

»Na, ich weiß nicht ...«

»Wart mal, Genosse Lewko. Die Kuh hatte seine Frau von ihren Eltern bekommen und den Wagen war er schuldig. Gut, lass das auch so sein, aber bedenke doch, drei Pferde, drei Pferde! Das hat in der Wirtschaft was zu bedeuten. Du kannst fahren, kannst ackern und brauchst niemand um was zu fragen ...«

»Das stimmt, aber dein Plan will mir doch nicht gefallen; sprichst ja, als ob du das alles selbst schon hättest, hast aber erst eine Kuh. Und wer weiß, ob du sie noch hast, bis du nach Hause kommst. Ob du einen Bauer findest, der dir dein Pferd dafür gibt. Wenn auch, ein junges Pferd kriegst du dafür nicht ...«

»Warum soll es denn unbedingt ein junges sein? Arbeiten muss es nur können!«

»Also eine alte Stute. Sehr schonen wirst du sie nicht können; wirst doch nur das eine Pferd haben. Nun und dann kann die Geschichte mit dem Füllen leicht fehlschlagen.«

»Fehlschlagen!« Kempel machte einen bestürzten Seitenschritt.

»... oder die Wölfe fressen's dir in einer Nacht ...«

»Soll nur mal einer kommen! Schießen kann ich und schlafen würde ich dann nicht. Mein Füllen ...«

»Dein Füllen!« Lewko ärgert es, da dieser Mensch von seinem zukünftigen kleinen Glück so benommen ist. »Mensch, warte doch, bis du es wirklich mal hast. Gewiss, so feine Leute wie wir Arbeiter seid ihr Bauern nicht. Wir haben jeder unser Zimmer, ein schneeweißes Bett und schlafen, bis die Sonne hoch am Himmel steht. Auch am Nachmittag legen wir uns noch ein Stündchen aufs Ohr und davon werden wir so faul, dass wir uns solche schönen Pläne gar nicht ausdenken können ...«

»Warum bist du jetzt böse?«

Lewko bereute den Spott schon selbst.

»Na, nehmen wir mal an, dass alles klappt, und dann kommt ein trockenes Jahr und du stehst wieder, wo du auch heute stehst.«

»Wenn der Bauer so rechnen wollte, könnte er überhaupt keine Pläne machen.«

»Würde auch nicht viel schaden; sie taugen ja doch nichts.«

»Was kann ich sonst machen? Batrak war ich lange genug, hab's satt. Wenn ich das Meinige nur tue, werde ich schon Glück haben.«

»Ja«, sagte Petro und sah dem Rauch seiner Zigarette nach, »mit dem Glück ist's so 'ne Sache. Da kannte ich einen sommersprossigen Jungen. Der sagte immer; wenn ich heute Glück habe, werde ich mein Mädchen sehen. An einem Morgen traf ich ihn am Hafen und fragte ihn, ob er das Mädchen gestern Abend gesehen. »Ja«, sagte er ganz niedergeschlagen. Er hatte sie gesehen, aber mit dem schneidigen Kontoristen Alexej, und ihn hatte sie ausgelacht.«

»Was quasselst du da?«

»Nichts. Ich meine nur, du wirst das Glück auch sehen, aber bei einem andern.«

Kempel schwieg verstimmt.

»Ach, Kempel«, begann Lewko wieder, und schnalzte so laut mit den Fingern, dass Elly ihm hastig ihr Gesicht zukehrte, »du hast recht, wenn du das Land gut bearbeiten willst, nur ist das noch lange nicht gut, was ihr gut nennt. Ihr Bauern meint ja, wenn ihr das Land Jahr für Jahr in gleicher Weise bearbeitet und euch dabei schlimmer abraackert als das Vieh, sodass ihr mit vierzig Jahren schon alt und knickrig seid, dann ist alles gut. Und doch taugt das nicht.«

Kempel war eine gutmütige Natur. Aber das war für seinen Bauernstolz zu viel: ein heimatloser Fabrikarbeiter, der nicht Stroh von Spreu unterscheiden kann, will ihn die Bauerei lehren? Zähneknirschend stieß er einen groben Fluch aus, Petro lachte unbändig. Auch Lewko schmunzelte; gerade bei diesem Fluch kam der deutsche Akzent Kempels am krassesten zum Vorschein, was auf seine Kameraden sehr komisch wirkte. Elly wurde von der Heiterkeit der Männer angesteckt und lächelte auch. Petro und Lewko merkten es nicht. Grischa aber, der schon längere Zeit jede Bewegung des Kindes beobachtete, sah es, und dieses Kinderlächeln erinnerte ihn besonders stark an Anjutka. Was sollte er mit seinen Gefühlen machen? Äußerlich war er rauer geworden, aber jede Erinnerung an seine Schwester machte ihn weich. Er war nun mal so. Entschlossen beschleunigte er seine Schritte und trat an Kempels Seite:

»Gib her, ich seh', du bist schon müde!«

Kempel gab ihm das Kind ganz mechanisch auf den Arm. In ihm kochte es, das Gelächter der Kameraden hatte ihn ganz aufgebracht.

»So, ihr wollt uns die Ackerei lehren?«

»Hab' ich gar nicht gesagt«, erwiderte Lewko, »ich meinte nur, dass die bisherige Bearbeitung des Landes in Russland wenig wert ist. In unserm Betrieb arbeitete ein Däne; was meinst du, was er sagte? Dort erntet man bis zweihundert, zweihundertfünfzig Pud vom Hektar, das ist etwas weniger als eine Deßjatine.«

»Hu-u! Nicht möglich«, meinte Petro.

»Woher soll ich das wissen?« fragte Kempel. »Im Ausland war ich nie.«

»Weißt du wenigstens, wie viel in Russland durchschnittlich geerntet würde?«

»Durchschnittlich? Hm ... so ...«

»... vierzig bis fünfzig Pud. Das ist wohl auch eine Ernte zu nennen? Und so ging es in dem ganzen großen, heiligen Russland.«

Petro schloss sich den beiden jetzt an. Grisca mit dem Kinde auf dem Arm blieb etwas zurück. Lewko merkte es wohl, als er Kempel das Mädchen vom Arm nahm, sagte aber nichts; Grisca fluchte ohne Akzent, wenn man ihm zu nahe trat. Zudem interessierte ihn der kleine Wortstreit mit Kempel, dieser eingefleischten Bauernnatur, viel mehr als die unverständlichen Gefühle Griskas.

»Im ganzen Russland?« wiederholte Kempel. »Was ist denn dabei? Das Land gibt eben soviel, wie es gibt. Mehr kann man ihm nicht nehmen, das steht nicht in des Menschen Macht.«

»Wusste ich's doch. Nein, Freundchen, so steht die Sache nicht. Im Ausland haben die Leute schon lange eingesehen, dass Bauern-, Pferde- und Ochschweiß ein ungenügendes Düngemittel für den Boden ist. Das ist eine listige Bande; die arbeiten nicht nur mit den Händen, sondern auch mit dem Kopf. Die wissen, woraus der Ackerboden besteht und was jede Pflanze braucht, um zu wachsen. Ich habe darüber mal etwas gelesen.«

»Hi-hi-hi«, kicherte Petro in sich hinein. Er schaute seinem Kommandeur kindlich neugierig an, sodass sein wüster Bart noch viel weniger zu dem Ausdruck seiner Augen passte als gewöhnlich. – Mal sehen, mal sehen, was er dem Deutschen jetzt sagen wird, – frohlockte er in Gedanken, – der kann ja lesen und findet auch an der Front noch Zeit dazu. –

»Die wissen, woraus der Ackerboden besteht.« Diese Worte kamen

Kempel einfach verrückt vor. So was hörte er zum ersten Mal in seinem Leben. – Als ob das überhaupt eine vernünftige Frage wäre? Das weiß doch jedes Kind; daran gibt es doch nichts herumzuecken, aus Erde besteht er und basta. Was jede Pflanze braucht? Aus Büchern will er das wissen. Feuchtigkeit muss sie haben und deshalb muss man tief pflügen, na, und Sonnenschein ...

»Und dann«, fuhr Lewko fort, »was ist das bei uns für eine Leuteschinderei? Von den Tieren will ich schon gar nicht sprechen. Beim Ackern läufst du unzähligemal um deinen Landstreifen, beim Mähen dasselbe. Dann ladest du das lose Zeug bei Sturm auf einen hohen Leiterwagen. Zuletzt läufst du mit einem Paar Pferde, die vor einem Dreschstein gespannt, stundenlang auf der Tenne herum, wie ein Hammel, der Würmer im Kopfe hat. In der Nacht, wenn man besser und lieber schlafen würde, drehst du die Worfelmaschine bis zum Verrücktwerden, um das Getreide aus der Spreu zu kriegen. Wenn's in einer Scheune oder einem Schuppen ist, erstickst du fast im bitteren Staub. Draußen aber kannst du dich nicht oft genug drehen, um den Wind passend zu haben. Sobald es im Osten hell wird, lässt du die Worfelmaschine, würgst im Gehen ein Stück Schwarzbrot hinunter, und der Tanz beginnt von vorne; du gehst wieder aufs Feld und auf die Tenne. Im Winter sparst du Brot und im Frühjahr musst du Saatgetreide leihen. So sieht das Glück aus, von dem du träumst, lieber Kempel.«

»Bist doch Bauer gewesen, Genosse Lewko?«

»Wenigstens lange genug, um zu wissen, was ihr meint, wenn ihr von eurer Wirtschaft spricht.«

Kempel wusste nichts zu erwidern, dachte sich aber seinen Teil. So unrecht hat Lewko vielleicht auch nicht, von seinem Standpunkt betrachtet, aber einst hat er doch vergessen. Die ganze Wirtschaft sieht anders aus, sobald es die eigene ist; kein Teufel hat sich hineinzumischen. – Wenn er die nur erst mal hätte. Man braucht es ja nicht unbedingt so unsinnig treiben wie der Nachbar Später: der wurde seines großen Bruchs wegen nicht zum Soldatendienst genommen. Wenn Lewko das gewusst hätte ... –

»Aber wie denn anders, Genosse Lewko? Wie soll es anders gemacht werden?«

»Weiß ich wie? Anders muss es werden und wird es auch.«

Von dieser Seite hatte Petro seinen Kommandeur noch nie kennengelernt. Worüber der nachdenkt!

»Mach dein Maul zu, Petro!« sagte Lewko. »Vom Maulaufsperrn wird man nicht gescheiter, lernen müssen wir!«

Grischa, der noch weiter zurückgeblieben war, horchte überhaupt nicht auf das Gespräch der Kameraden. Er verglich das Gewicht des Kindes auf seinem Arm mit dem seiner Schwester. – Nein, so schwer war Anjutka noch nicht. Vielleicht ist er jetzt auch nur müde? Die Schwester muss damals auch noch jünger gewesen sein. – Er stellt sich vor, wie oft er mit ihr zusammen dem Vater ein Stück Wegs entgegengegangen, wenn er am Sonnabend von der Arbeit zurückkehrte. In der Familie waren sie damals zu dritt. Die Mutter und zwei ältere Geschwister waren an Typhus gestorben. Der Vater arbeitete als Zimmermann bei dem Gutsbesitzer Kurakow. Ihr Häuschen am Rande des Dorfes war klein und arm. Drin wohnten sie: er und die zweijährige Anjutka, bei der er Mutterstelle vertrat. Etwas über zwei Jahre hatte er das Kind gehegt und gepflegt, so gut er es verstand. Dann musste auch er Lohnarbeiten suchen, der Vater konnte bei all seinem Fleiß nicht genug verdienen. Früher hatte er bei Kurakow mal einige Deßjatinen Land gepachtet, und jetzt erwies es sich beim Verrechnen jedesmal, dass er noch Schulden hatte, von denen er nichts gewusst. Die Trennung von der kleinen Schwester war für Grischa dabei das Schwerste: in den zwei Jahren hatte er sich sehr an das Kind gewöhnt. Oft, wenn sie dem Vater am langersehnten Feierabend entgegengingen, hatte er sie sich in den Nacken gesetzt. Vor Vergnügen strampelte Anjutka dann mit den Beinen und lachte mit heller Kinderstimme, wenn sie an der Gänse- oder Kälberherde vorbeikamen. Nachdem er selbst für Lohn arbeitete, war es mit diesen lustigen Spaziergängen aus. Sie gaben das Kind, das etwas über vier Jahre alt war, für die Woche zur Nachbarin. Er und der Vater gingen in entlegene Dörfer. Dort zimmerten sie Scheunen und Speicher, errichteten Zäune, bauten Ställe oder verrichteten andere Arbeiten. Während der ganzen langen Woche sehnte er sich nach der Schwester. Andere junge Burschen, die mit ihm zusammen arbeiteten, lachten ihn deshalb aus. »Da seht den Laps«, wieherten sie. »Anstatt Mädels knutschen zu gehen, plärrt er nach seiner kleinen Schwester wie ein altes Weib!« Weil er darauf nie zu jemandem davon sprach, wurde seine Sehnsucht nur noch quälen-

der. Ungeduldig wartete er auf das Wochenende. Wenn sie heimkehrten, saß Anjutka gewöhnlich auf dem Stein am geflochtenen Strauchzaun und lief ihnen stets entgegen, sobald sie ihrer ansichtig wurde: »Gelt, jetzt geht ihr nicht mehr fort?« war jedesmal die erste Frage.

Grischa betrachtete Elly genauer. Alles rein, das Tuch, das Gesicht und die Haarlocke, die nicht ganz versteckt war. Elly bemerkte den forschenden Blick und sah zur Seite. Er spann in Gedanken seine Erinnerung weiter.

– So rein war die Schwester nicht immer. Die Nachbarin konnte sich um das Kind wenig kümmern und deshalb lief es oft schmutzig und in zerrissenen Kleidern umher. Aber schön war sie, viel schöner als dieses Mädchen! Haare hatte sie, dunkel und lockig, und Augen, wie mit dem Heizstock ausgebohrt! Während der Vater Pellkartoffeln zu Feuer brachte und die alte Teekanne mit Wasser neben den gusseisernen Topf stellte und sich im Hause sonst zu schaffen machte, wusch und kämmte er das Schwesterchen. Oft steckte er ihr Blumen ins Haar, und als er schon Lohn bekam, kaufte er ihr ein farbiges Band. –

– Des Vaters Bart wurde immer grauer und sein Gesichtsausdruck immer finsterer; die harte Arbeit und der Gram zermürbten ihn. Ein dumpfer Hass gegen Kurakow war das einzige Gefühl, zu dem er noch fähig war.

Bevor Grischa in die Armee eingetreten, war es zwischen dem Gutsbesitzer und den Bauern seines Heimatdorfes zu großem Streit gekommen. Die Bauern verweigerten die Zahlung der Pachtgelder und begannen eigenmächtig das Land zu pflügen. – O ja, der große Deutsche, der Kempel hat recht, wenn er Land haben will! In seinem Dorfe war es ja auch so, alle sprachen nur davon. – Kurakow hatte die Kerenskyregierung um Hilfe angerufen und an einem Sonntagvormittag erschienen Kosaken im Dorf. Es gab einen Volksauflauf. Der Vater war auch dort. Grischa blieb zu Hause, um den Hof von Unkraut zu reinigen; das Häuschen war darin bald nicht mehr zu finden. Anjutka saß sonntäglich rein und in einem hellen, verwaschenen Kattunkleidchen auf dem Stein an der Straße. Sie spielte mit einer Feder, die sie in die Luft blies und dann geschickt auffing. Auf einmal vernahm Grischa wüstes Geschrei und kurz darauf das gleichgültige, peitschende Knallen aufeinanderfolgender Gewehrsalven. Erschro-

cken ließ er seinen Spaten fallen und lief zur Straße. Zuerst sah er die Leute auf dem Platz vor der Kirche in panischem Schreck nach allen Seiten auseinanderlaufen und Berittene mit blanken Säbeln hinter ihnen hersprengen. Dann schaute er sich nach Anjutka um und blieb wie versteinert stehen. Das Kind lag neben dem Stein auf dem Rücken, die Arme weit ausgebreitet, und von der Stirn über das rechte gebrochene Auge und über die erbleichte Wange rann ein dünner Blutstreifen. Die Feder, mit der sie vorhin gespielt, klebte an der blutbesmierten, rechten Handfläche. In wilder Angst und Hast nahm er das Kind auf die Arme, als ob er es dadurch noch retten könne, sprang gehetzt durch das hohe Unkrautgestrüpp und versteckte sich im dichten Buschwerk des Grabens hinter dem Dorf. Von Anjutkas Blut wurde sein Hemd auf der Brust klebrig, und da erst kam es ihm klar zu Bewusstsein, dass sie tot war. Er hatte lange geweint. In der Dunkelheit, als es im Dorf sonderbar still geworden und man nur hin und wieder einen Hund bellen hörte, trug er die kleine Leiche in die Hütte und setzte sich auf die Türschwelle. Hier saß er bis zum Morgengrauen. Der Vater – er verglich ihn mit Kempel, auch ein großer, breitschultriger Mann – kehrte nicht nach Hause zurück. In der Frühe kam die Nachbarin. Sie erzählte ihm, dass während der Schießerei fünfzehn Menschen ums Leben gekommen seien. Einen Offizier und zwei Kosaken hatten die Bauern mit Steinen und Forken totgeschlagen. Alle Toten, darunter auch sein Vater, seien noch am Abend begraben worden. Grischa sagte wenig dazu; diese Nachricht ließ ihn fast gleichgültig. Er holte den Spaten dort, wo er ihn am Tage vorher fallen gelassen, und schaufelte unter der breiten Eiche hinter ihrem Häuschen, wo er mit der Schwester oft auf dem Rasen gespielt und ihrem kindlichen Lallen zugehört, ein Grab. Die Tote legte er in den alten Backtrog und begrub sie hier ganz allein. Auf den Hügel stellte er ein Kreuz aus jungen, ungeschälten Birkenstämmen, nahm die Mütze vom Kopf, bekreuzigte sich und verließ das Dorf, ohne jemand ein Wort zu sagen.

»Grischa!« rief Lewko, »beeile dich etwas oder bist du müde? Dann kann Petro ja das Kind mal tragen.«

Nein, müde war Grischa nicht. Er hatte schon mit Elly zu sprechen versucht, aber das kleine deutsche Fräulein, wie er es für sich halb spöttisch, halb achtungsvoll nannte, verstand ihn nicht, und da hatte

er es aufgegeben. Das Kind hatte aber gemerkt, dass dieser Mann ihm nichts Böses tun will, und war zutraulicher geworden. Von den schaukelnden Bewegungen des gleichmäßigen Schrittes ermüdet, hatte es den Kopf gegen seine Schulter gelehnt und war eingeschlafen. Indessen hatten die Rotarmisten das Dorf erreicht.

»Kempel und Grischa«, sagte Lewko, indem er auf seine Uhr sah, »ihr beide müsst das Kind jetzt irgendwo unterbringen. Vierzig Minuten gebe ich euch dazu. Verspätet nicht, in einer Stunde marschieren wir weiter.«

»Jawohl, Genosse Kommandeur«, sagte Kempel. Grischa nickte nur mit dem Kopf.

Lewko und Petro schritten rüstig weiter, der Mitte des Dorfes zu. Kempel und Grischa blieben stehen und sahen sich um. Die Dorfstraße war schnurgerade. Sie war zu beiden Seiten von Akazienhecken, die gleich hinter den Zäunen standen, und zwei Doppelreihen hoher Bäume eingesäumt. Die Zäune waren aus Brettern, Latten oder Feldsteinen. Die Häuser sahen einander sehr ähnlich: weiß getünchte Lehmwände und Strohdächer. Nur weiter zur Mitte leuchteten hie und da eine rote Ziegelmauer und ein Blechdach durch das Geäst der herbstlich kahlen Bäume.

»Wohin?«

»Das ist leicht gesagt, vierzig Minuten gebe ich euch«, brummte Kempel, »aber wo bringen wir das Kind unter?«

»Vielleicht sollten wir erst in das Revkom gehen?«

»Ob's hier schon eins gibt? Das ist die Frage. Ich meine, die Versammlung müsste doch gar nicht aus sein. Und wenn auch, dann haben die Leute jetzt ohne uns genug zu tun. Es dauert auch alles zu lange. Komm, wir gehen mal in dieses Haus hinein.«

Die Tür war verschlossen. Kempel klopfte kräftig. Drinnen bellt ein kleiner Hund. Sonst war nichts zu hören.

»s muss jemand drin sein; die Tür ist doch von innen verschlossen.«

Jetzt polterte Kempel schon.

»Mama ist zu Tante Emma gegangen und Papa ist auf der Versammlung«, ließ sich drinnen eine feine Mädchenstimme vernehmen.

»Macht nur mal auf.«

Der Riegel wurde zurückgeschoben. Die beiden traten ein. In der Ecke des kleinen, saubern Vorraums lag ein Haufen Kürbisse. In

dem Backblech auf der gelb gestrichenen Bank lagen geröstete Kürbiskörner. Mitten im Gemach standen ein etwa neunjähriges Mädchen, dessen weißes Haar in zwei dünnen Zöpfchen geflochten war, die wie Ringelschwänzchen in die Höhe ragten, und neben ihm ein pausbäckiger Junge von vier, fünf Jahren. Seine nackten, dicken Füße staken in Mamas Ledergaloschen und hinten aus seinem Hosenschlitz schaute der Hemdzipfel hervor. Er hielt eine große Weißbrotschnitte in den Händen, die mit Möhren- oder Kürbissirup gestrichen war. Damit hatte er sich nicht nur die Lippen, sondern auch die Wangen beschmiert. Der kleine Mann biss kräftig in seine Sirupstulle und sagte mit vollem Munde, wobei er Kempel etwas herausfordernd ansah:

»Wir sind allein zu Hause und sollten keine Bettler hereinlassen, Mama hat gesagt.«

»Wir sind keine Bettler, Jung«, entgegnete Kempel, der im Augenblick vergessen hatte, weshalb er eigentlich hergekommen war. Hier wurde ihm so sonderbar zumute; Kürbisse, Kürbiskörner, der süße Sirupgeruch, weiß getünchte Wände und die sandbestreute Diele. Das roch so nach Muttern, war für ihn ein »bisschen zu Hause«. Er konnte den Jungen sehr gut verstehen, der sich durch ihr unerwartetes Erscheinen in seinem Schmaus durchaus nicht stören ließ.

»Schmeckt's gut?« fragte er so lebhaft, als ob er speziell deshalb hergekommen wäre.

Jetzt wurde der Junge stutzig; – wer weiß, worauf der Mann es abgesehen hat? – Er ließ die Hand mit der Brotschnitte sinken und verbarg sein Gesicht hinter dem Rücken der Schwester.

»Wir müssen fort«, sagte Grischa, der kein Wort verstanden hatte.

»Hier kann ja doch nichts draus werden; ist eben niemand von den Erwachsenen zu Hause.«

»Wart doch! Wir haben noch eine gute halbe Stunde, man darf nicht so mit der Tür ins Haus fallen.«

»Ist es weit bis zur Tante Emma?« fragte er das Mädchen. »Vielleicht kannst du deine Mama rufen?«

»Ich darf nicht fortgehen. Nein, bis zur Tante ist es gar nicht weit. Nur schräg über die Straße. Das weiße Häuschen mit den blauen Fensterläden. Aber die haben einen großen Hund.«

»So, so, einen großen Hund?«

»Ja, und der beißt auch. Mich und den Jakob« – sie legte den Arm um die Schulter des Bruders – »beißt er nicht, aber wenn Fremde kommen, ist er sehr böse.«

»Hm, ja. Na, und wie heißt der Hund?«

»Packan.«

»Hat deine Tante auch Kinder?«

Das Mädchen kniff die Augen halb zu und zog die Stirn kraus; es begann misstrauisch zu werden; – was will der nur? Vor Soldaten muss man Angst haben. In voriger Woche waren auch welche im Dorf, mit roten Streifen an den blauen Hosen. Die haben ihnen das beste Schaf geschlachtet. Diese Soldaten tragen auch rote Streifen, an den Mützen, noch breitere, als jene an den Hosen. Warum fragte der, ob die Tante Kinder hat?« –

»Nein, die hat keine.« – Da hast es, wenn du Kinder stehlen willst, die haben keine. – »Der ihr Lieschen ist gestorben, als die Äpfel noch lange nicht reif waren.«

»Komm!«

Grischa ließ sich das nicht zweimal sagen. Unzufrieden trat er ins Freie; – wenn das so weitergeht, können sie das Kind am Ende mit sich nehmen. Was Kempel nur hat? Er schaut so vergnügt drein, als ob schon alles erledigt wäre. –

»Dort bist du still, ich werde allein sprechen, verstanden?«

»Meinetwegen, aber mach's kurz; das Kind ist müde und wir müssen uns beeilen.«

»Sei nur ganz unbesorgt.«

Kempel hatte sich die Pfeife gestopft und schritt nun paffend gemächlich voran. Das Haus mit den blauen Läden hatte er schnell ins Auge gefasst. Das da muss es sein. Reich sind die Leute nicht, das ist gleich zu sehen, aber auf Ordnung halten sie. Der Zaun ist aus Feldsteinen gemauert. Das Pfortchen aus Brettern knarrt nicht mal, als er es öffnet. Zur Straße hin hat das Häuschen ein Fenster. Davor ist ein Busch, im Garten einige Apfelbäume. Nach hinten ist der Hof offen, bis zu den hohen Weiden, die den Bach einrahmen. Das Dach ist von Stroh, noch gut erhalten. Kempel, der den Hund irgendwo in der Nähe zu erblicken hoffte, sah sich vergebens nach ihm um. Und es würde ihm so gut passen, wenn der jetzt mächtig spektakeln würde. Nichts von einem Hund ist zu sehen. Im Stillen lacht er über das Mäd-

chen: – kleine Kröte, lügt auch schon, um uns zu graulen ... – Die Tür war verschlossen. Kempel klopfte nicht erst, sondern drückte entschlossen auf die Türklinke.

»Guten Tag!«

»Schön' Dank!«

Der Vorraum nahm die ganze Breite des Häuschens ein. Rechts führte eine Tür in die einzige Stube. Daneben stand der Kochherd. Die Wand der Eingangstür gegenüber hatte ein Fenster. Hinter dem Kochherd auf der Diele hockten Mann und eine Frau, die emsig Kartoffeln auslasen. Neben der offenen Kellerluke stand ein Sack, halb voll. Am Kochherd saß auf einem Taburett eine Frau in mittlern Jahren. Sie war in einen dunkeln Faltenrock und eine helle Bluse gekleidet und sah gar nicht verhungert aus.

Die Frau bei den Kartoffeln war jünger, schmalgesichtig und um ihre Mundwinkel lag ein bitterer Zug. Der Mann mochte etwas über die Dreißig hinaus sein. Kinn und Wangen waren mit dunklen Bartstoppeln bewachsen. Es war das Gesicht eines gutmütigen Menschen. Kempel richtete seinen Blick auf ihn. Noch war er gut gelaunt. Wenn er aber den unfreundlichen Blick der Frau aufgefangen hätte, der zwar weniger ihm als Grischa mit dem Kinde auf dem Arm galt, dann hätte er wohl daran gezweifelt, ob das Mädchen im ersten Haus ihm mit ihrem unschuldigen Geplauder wirklich einen so guten Plan eingeflößt hatte. Das Schweigen dauerte etwas länger, als angenehm war. – Na, der könnte mich aber auch fragen, was ich will, – dachte Kempel. Da der Mann aber nur mit den Augen fragte und den Mund nicht auftat, musste er schon beginnen:

»Wie's scheint, habt ihr eine gute Kartoffelernte?«

»'s geht.«

»Bald fertig damit?«

»Bald.«

Kempel schimpfte sich einen Dummkopf: war es ihm doch wurst, ob die Leute ihre Kartoffeln bald im Keller haben. – Schauen alle, aber keines fragt! –

Grischas Lage war noch übler; er konnte nicht mal feststellen, welche Richtung Kempel dem Gespräch zu geben versuchte. Da er das schlafende Mädchen nicht auf die Diele stellen wollte, setzte er sich auf das einzige Fenster; so konnte er doch etwas ruhen. Im Vorraum

wurde es gleich dunkel und unangenehm. Da erhob sich die Frau vom Taburett, wies mit der Hand darauf und sagte:

»Setzt euch doch. Hier ist es auch wärmer.«

Das verstand Grischa. Er setzte sich. Die Frau stellte sich neben die Ausgangstür; es war doch zu interessant, abzuwarten, womit der Besuch endigen würde; – kommen da zwei Soldaten, der eine hat ein Kind auf dem Arm und der andere spricht deutsch und fragt nach den Kartoffeln, als ob er ein Nachbar aus dem Dorfe wäre. Von hier ist er nicht, dann würde sie ihn kennen. –

Kempel suchte verzweifelt nach einem vernünftigen Anfang. – Ach, hol alles der Teufel! Wenn sie nur erfahren, was ich will, wie ich's sage, ist schließlich nicht so wichtig. –

»Mein Familienname ist Kempel, damit ihr doch wisst, mit wem ihr's zu tun habt. Wir sind Rotarmisten. Mein Kamerad und ich haben vom Abteilungskommandeur einen etwas sonderbaren Auftrag bekommen ... Ja, wie heißt ihr?«

»Kraus, Jakob Kraus.«

»Sehen Sie, Kraus, wir waren heute Morgen in die Station gegangen, sollten mal nachsehen, was da los ist. Und da war so nicht viel los ...

»Nein«, fiel Kraus jetzt gutmütig lachend ein, »da ist nichts los; die Weißen sind, glaub ich, von der Bahnlinie seitwärts abgezogen. So vor einer Woche zogen hier Kosaken durch. Wann war es doch, Liese?« wandte er sich an die Frau neben der Tür.

Jetzt kam Leben in die Frau.

»Am vorigen Donnerstag war es. Denkt euch nur, kommen gegen Abend auf den Hof und nehmen, ohne was zu fragen, ohne was zu sagen, das beste Mutterschaf und wollen damit fort. Da hab' ich aber Lärm gemacht; so was gibt es doch nicht! Schade, dass ich nicht russisch sprechen kann, denen hätt ich gesagt. Ich musste weinen. Wer würde da nicht weinen; das beste Schaf. Und dann kam einer, Deßjatinik, denk ich, hätten sie ihn geheißt, sagt was zu mir und lacht noch. Ich verstand ihn nicht. Schließlich zog er ein Büchlein mit Bleistift aus der Tasche und kritzelte einen Zettel. Den Zettel gab er mir und mit dem Schaf zogen sie ab. Das Stück Papier hatte ich dann für das Schaf. Als Gottlieb, mein Mann, später nach Hause kam, erzählte ich ihm die ganze Geschichte und fragte, was das mit dem Zettel gemeint sei. »Die bestätigen damit, dass sie bei uns ein Schaf für die Armee ge-

nommen haben.« Das weiß ich auch so. Die Regierung soll es mal bezahlen. Nur welche Regierung? Schade, dass das Stück Papier so klein ist. Na, gib nur her, ich leg's in die Kommode, man kann ja nicht wissen! Ja, so geht es. Wir haben wirklich schon Angst, wenn Soldaten ins Dorf kommen ...«

»Na, Frau, jetzt braucht ihr euch nicht mehr zu fürchten, die kommen nicht mehr.«

»Ob die oder andere«, meldet sich jetzt die Hausfrau, und Kempel erschrak vor dem entschiedenen Ton ihrer Stimme. »Ihr seid ja auch Soldaten. Essen wollen sie alle und der Bauer kann sehen, wo er's hernimmt.«

»Wir sind Rotarmisten und rauben nicht«, erwiderte Kempel fest. – Donnerwetter! – fluchte er für sich, kommt die mit ihrem dämlichen Schaf dazwischen! –

Grischa räusperte sich. Kempel verstand wohl, was damit gemeint war.

»Also, wie gesagt, auf der Station war nichts los. Wir wollten schon fortgehen, als wir im Wartesaal zufällig eine tote Frau fanden ...«

»Wohl totgeschlagen?« fragte Frau Liese und kam einen Schritt näher.

»Ach nein, gestorben. Weiß ich, was ihr gefehlt hat. Sie war noch jung und kann auch reich gewesen sein, nach den Kleidern geurteilt ...«

»Und ganz allein lag sie dort?«

»Das ist es ja eben, dass sie nicht allein war; hinter ihr auf der Bank schlief dieses Kind, ein Mädchen.«

Die Hausfrau stand auf, putzte sich an der Schürze die Hände ab und näherte sich dem Herd. Grischa, der merkte, dass von Elly die Rede war, rückte unruhig hin und her. Elly erwachte aber nicht, wie er erwartete, sondern schlief ruhig weiter.

»Nja, so ein Zwischenfall ... wir nehmen das Kind bis ins Dorf mit«, fuhr Kempel fort, froh, endlich auf das richtige Thema gekommen zu sein. »Dort lassen, das ging doch nicht, und mitnehmen könne wir es auch nicht; was wir da machen, ist nicht für Kinder. Vielleicht nehmt ihr das Mädchen, bis sich im Dorfe was findet?«

»Nein«, sagte die Hausfrau hart, »ich will es nicht. Es gibt hier genug Leute, die es besser können als wir. Wir sind arm.«

»Ja, wir sind arm«, echote ihr Mann.

»Werdet jetzt auch reicher werden, bei der Sowjetregierung«, sagte Kempel, dem nichts anders einfiel.

»So, dann wird auch noch gespottet!« erwiderte die Hausfrau gereizt. Grischa machte Anstalten aufzustehen. Anstatt das Mädchen fester einzuwickeln, ließ er es in seiner Verwirrung zwischen seine Knie auf die Diele gleiten. Elly erwachte. Grischa strich ihr übers Haar. Kempel knüllte verlegen seinen Gürtel zwischen den Fingern. Im Zimmer war nur das Knirschen des spröden Leders zu hören. Da stieß etwas gegen die Tür, die Grischa hinter sich nicht fest geschlossen hatte. Gleich darauf schob sich ein großer grauer Hundekopf mit hängenden Augenbrauen im üblen Gesicht hinein; Packan stand auf der Schwelle. Er knurrte die fremden Männer wütend an. Instinktiv machte Kempel rasch einen Schritt zur Seite und kehrte sich zum Hund. Da bellte dieser laut auf. Elly, die sich schlaftrunken wenig um die ungewohnte Umgebung kümmerte, stieß jetzt einen Angstschrei aus, rief unwillkürlich: »Mama!« und lief mit ausgestreckten Armen auf die Hausfrau zu, die ihr am nächsten stand.

»Packan!« rief diese gebieterisch, fing das erschrockene Kind auf und drückte es an ihre Brust.

»Gehst du 'naus!« sagte der Mann und nahm den Heizstock, der vor dem Herd lag.

Packan merkte, dass sein Diensteifer diesmal nicht erwünscht war, ließ beschämt den Schwanz hängen und trollte sich auf den Hof. Dort bellte er noch ein Weilchen und verstummte –

Grischa war aufgestanden. Die Hausfrau setzte sich auf seinen Platz. Sie schien alles um sich vergessen zu haben. Ihre Augen glänzten in freundlicher Wärme.

Elly hatte ihre Arme um den Hals der Frau geschlungen und gab keinen Laut von sich.

»Ach, was für ein schönes Kind!« sagte Frau Liese. »Die wird nicht viel jünger sein, als euer Lieschen war.« Sie wollte das Mädchen streicheln, aber Frau Kraus rückte zur Seite. Ihr gefiel diese Zärtlichkeit der Schwägerin nicht: – die hat ihre beiden Kinder, ich aber musste mein einziges abgeben ... –

»Jakob«, sagte die Hausfrau zu ihrem Mann, »hol doch mal etwas

Reisig herein und bring mir auch die Morgenmilch aus dem Keller, das Kind wird Hunger haben, ich koche ihm einen Brei.«

Über diesen unerwarteten Wandel seiner Frau war Jakob erfreut; nach dem Tode ihres Kindes war es im Hause so still und leer und er hatte an dem Kummer seiner Frau schwer genug zu tragen.

»Na, dann geh ich«, erwiderte er, die Tür ergreifend.

Das alles kam so plötzlich, dass Kempel und Grischa nicht gleich wussten, woran sie sind. Grischa verstand zuerst, was in der Hausfrau vorging. Er zwinkerte Kempel zu: – Komm, 's ist Zeit. –

»Auf Wiedersehen!« So gingen sie. Niemand antwortete auf ihren Gruß. Von außen schaute Grischa noch einmal durchs Fenster ... Die Hausfrau saß am Herd. Es sah so aus, als ob die beiden Rotarmisten nie dort gewesen, das Kind aber ihr eigenes sei. Grischa zog sein Gewehr am Riemen fester gegen die Schulter. Er lächelte zufrieden, zum ersten Mal nach dem Auftritt im kleinen Wartesaal der Station.

Als Kempel und Grischa fort waren und der Mann das Reisig und die Milch gebracht hatte, schickte Frau Kraus ihre Schwägerin ohne Umstände ins Zimmer:

»Du Liese, bring mir doch den Rest Grütze aus dem Kasten, vorn in der linken Ecke liegt die Tüte.«

Dann wirtschaftete Liese am Herd herum, wie wenn sie hier nicht Gast, sondern selbst Hausfrau wäre. Sie war klug genug, jetzt keine Fragen zu stellen. Dem Mann war noch alles unklar.

Während Elly mit Heißhunger aß, kam Lieses Mann. Die Gemeindeversammlung hatte ihn aufgewühlt. Der Kommissar des roten Truppenteils war zugegen gewesen. Manchen Bauern hatte man das Stimmrecht genommen, – den dicken. Unerhört! Es war heiß hergegangen, aber ein Revkom haben sie gewählt. »Wer weiß, wie lange das anhält?« meinte er. Er hatte das Bedürfnis, laut zu sprechen. Liese ließ ihn aber nicht zu Wort kommen; sie wollte ihm von dem kleinen Mädchen erzählen. Das interessierte ihn wenig: 's gibt heute noch ganz andere Sachen. Dann gingen sie zusammen nach Hause.

Nach dem Essen schlief Elly bald wieder ein. Frau Kraus trug sie in das Holzbett, in dem ihr Kind noch vor einigen Monaten geschlafen. Jakob stand neben ihr.

»Emma«, flüsterte er, »dann werd ich jetzt in das Revkom gehen, um nachzusehen, was die neue Regierung zu dem Kind sagt.«

»Tss!« entgegnete sie und küsste das Kind auf die Stirn, »es schläft ...« Sie zog ihn am Ärmel ins Vorzimmer. »Da ist nichts von in den – wie heißt das?«

»Revkom.«

»... von ins Revkom gehen. Die brauchen wir nicht; wir behalten das Kind, und weiter gibt es da nichts zu reden.«

Kraus erwiderte nichts; im Grunde genommen war es ihm so recht. Er ging hinaus.

Frau Kraus setzte sich mit einer Strickarbeit an den Tisch, blieb aber nicht lange sitzen. Immer wieder stand sie auf, ging leisen Schrittes an die Tür und lauschte den tiefen Atemzügen des Kindes.

Dann setzte sie sich wieder an den Tisch, strickte und horchte auf die alte Wanduhr: »Richtig, richtig, richtig, richtig!« tickte diese ihr zu. Der Ton war aber nicht rein, denn die altersschwache Uhr hatte einen Knacks. –

Gleich am Morgen ging Kraus ins Dorf. Frau Emma hatte in der Stube und Küche schon längst alles sauber. Heute waren sie früher aufgestanden als gewöhnlich. Die Sorgen über die ungewisse Lage beunruhigten sie. Und dann war hier auch das Neue, das Kind. Elly schlief noch fest. Durchs Fenster lugte ein heller Strahl der Morgensonne, in dem sich feinste Staubkörperchen hin- und herbewegten. Frau Emma hatte die Lehmdiele der Stube gekehrt. Der Sonnenstrahl malte einen gelblichen Kringel an die Decke, der langsam über die Tür zwischen der Stube und dem Vorraum herabglitt und sich dem Bett des Kindes näherte. Vor dem Bett stand Frau Kraus und betrachtete das schlafende Mädchen, wer weiß zum wievielten Mal schon? Sie konnte sich die Gesichtszüge der Kleinen noch immer nicht klar vorstellen. Auch mit ihren Gefühlen konnte die Frau noch nicht ins Reine kommen. Wahrscheinlich hatte das Mädchen unruhig gelegen, die Decke war zusammengeknüllt und auf eine Seite des Bettchens geschoben. Arme und Hals des Kindes waren entblößt. Eine seiner schönen Haarlocken lag schräg über dem Gesicht. Durch den Spalt der halb geöffneten Lippen schimmerten die feinen weißen Zähne. Hin und wieder zucken seine langen, gebogenen Wimpern und es rührt sich im Schlaf. – Ob das Kind träumt! Ja, die Schwägerin hat recht, es ist ein sehr schönes Kind. Unter den bekannten Kindern des Dorfes weiß sie keines, dass es mit ihm aufnehmen könnte. Gewiss,

ihr Lieschen war schöner, versichert Frau Emma sich selbst, ohne auch nur für einen Augenblick sich dessen bewusst zu werden, dass sie nur deshalb so schlussfolgert, weil Lieschen doch ihr eigenes Kind war. Dass ihre Zuneigung für dieses kleine Mädchen eigentlich viel mehr ihrem verstorbenen Töchterchen gilt, kommt ihr überhaupt nicht in den Sinn. Behutsam zieht sie die Decke zurecht. – Nein, ihr soll niemand vorwerfen können, dass sie eine schlechte Pflegemutter ist. – Wer weiß, wie das noch alles wird? Nach den Worten des großen Rotarmisten zu urteilen, kann das Mädchen aus reicher Familie stammen. Wie wird es sich zu ihr verhalten, wenn es heranwächst, und wird sie es so lieb haben können wie ihr eigenes? –

Mit dem Tode ihres Kindes war in Frau Emmas Leben eine Lücke entstanden, die sich bis dahin mit nichts ausfüllen ließ. Sie konnte ihr Kind nicht vergessen und hungerte nach dessen Zärtlichkeiten. Ihr fehlten sogar die kleinen egoistischen Bosheiten, mit denen jedes Kind seiner Mutter zusetzt. Was deutet eine Mutter bei ihrem Kinde denn nicht alles als liebe Schelmerei? Besonders dann, wenn das Kind nur noch in ihrer Erinnerung lebt. Ihre weibliche Natur verlangte nach der Sorge um das Kind. Der Mann? Sie liebte ihren Kraus, aber das ist was ganz anderes. Äußerlich rau, trug sie doch, wie jede gesunde Frau, Keime der Mutterliebe in sich, die nach Entfaltung drängten. Zudem war sie zu sehr Naturmensch, um ihre besten Gefühle auf ein fremdes Kind zu übertragen, für das sie nicht mal sorgen durfte, oder gar auf den Hund und die Katze, wie das bei verkrüppelten Charakteren mitunter vorkommt.

Unklare Gedanken und Fragen über ihr und des Kindes weiteres Schicksal beunruhigten die Frau. Zwischenhinein aber drängte sich immer wieder die Gewissheit: – es wird schon irgendwie gehen! –

Sie nahm Mäntelchen und Kleid der Kleinen vom Taburett und trat damit ans Fenster. – Ein ausgezeichnete Stoff, schöne Sachen! So was konnten sie ihrem Lieschen nicht mal für den Sonntag kaufen. Nein, das darf das Kind nicht alle Tage anziehen. Für den Alltag wird sie ihm etwas von Lieschens Kleidern aussuchen. Aussuchen! Auszusuchen gibt es da nichts, sie wird nehmen, was da ist. Die Kleidchen müssen auch passen. Vielleicht, dass sie noch etwas zu groß sind. Das schadet aber nichts. Kinder wachsen schnell und sie brauchen dem Mädchen dann längere Zeit nichts kaufen. –

Draußen ging die Tür. Jemand stampfte sich die Filzstiefel rein. Frau Emma ging rasch in den Vorraum und zog die Tür hinter sich zu.

»Jakob, machst ja solchen Lärm!«

»Mir werden doch die Stiefel ganz nass. Schau nur mal, wie's schneit ...«

Das Wetter war wirklich launisch. Soeben schien noch die Sonne, jetzt aber hatte der Wind niedriggehende Wolken herbeigetrieben und es schneite ›Pelzmützen‹, der Frost war nicht mehr so stark wie am Tage vorher. In Gedanken noch immer mit den Kleidern für das Kind beschäftigt, merkte Frau Emma den Witterungswechsel erst jetzt. – Richtig, – dachte sie – es wird schon Winter. –

»Liegen bleibt der noch nicht, aber einen Matsch wird es jetzt geben, es ist wieder wärmer geworden. Gut, dass wir die Kartoffeln im Keller haben. – Wo sind meine Holzpantoffeln?«

Jakobs Stimme klang gemacht gleichgültig. Im Verstellen war er jedoch kein großer Meister und die Frau merkte sehr gut, dass er absichtlich von nebensächlichen Dingen spricht. Das verdross sie. – Er hatte also nichts ausgerichtet, und das jetzt, zu Anfang des Winters. – Sie wusste, dass sie richtig geraten, bangte aber vor der Gewissheit und antwortete deshalb ganz ruhig:

»Unter der Bank stehen sie.«

»Ich muss der Kuh noch einmal Futter geben und hab auch den Stall noch nicht rein.«

»Der Stall« das war der Bretterschuppen hinter dem Häuschen. Diesen winzigen Raum, nicht viel größer als eine deutsche Familienkiste, teilte die Kuh mit dem Hund und zehn Hühnern. Drinnen durfte Packan nicht liegen, nicht mal im Vorraum. Frau Emma hatte ihn stets im Verdacht, dass jeder Floh, der im Hause auftauchte, von ihm komme. Er hatte sich auch schon daran gewöhnt. Seine Schlafstelle war in der Ecke neben der sauber aufgeschichteten Spreu, wohin die Hühner sich seinetwegen nicht trauten. Wenn's ihm in den Herbst- oder Winternächten zu kalt würde, schmiegte er sich an die Bless. Die Hühner saßen auf einer Stange an der Wand rechts über der Kuh. Für das Haferstroh, das die Bless seit Jahren mit philosophischer Ruhe als Heu hinnahm, gab es keinen Platz mehr, es lag draußen.

Kraus zog die Stiefel aus und stellte sie zum Trocknen auf den Herd und schlüpfte in seine Holzpantoffeln.

»Was macht das Mädchen?« warf er hin.

»Es schläft wie totgeschlagen.« Frau Emma gefiel dieser gleichgültige Ton nicht. – Warum sagte er nicht »unser Mädchen« – fragte sie sich und Mitleid betäubte sie. »Wer weiß, was das arme Ding alles durchgemacht hat.«

»Ja, ja.« Das war alles, was Kraus dazu zu sagen hatte.

Sein Schweigen machte die Frau ungeduldig und ärgerlich.

»Was hast du bei Messerle ausgerichtet? Sagst ja gar nichts.«

»Mit dem ist heute nichts anzufangen.«

»Etwas hat er doch gesagt?«

»Ausgeschimpft hat er mich.«

»Ausgeschimpft? Wofür denn?«

»Man hat ihn gestern auf der Versammlung nicht mitstimmen lassen.«

»Was hat er dich da auszuschimpfen, du warst doch gar nicht auf der Versammlung?«

»Deshalb eben. Da triff jetzt mal das Richtige; frisst du, dann kriegst du, und frisst du nicht, dann kriegst du auch. Hättest auf die Versammlung kommen sollen und sagen, was ich für ein Mann bin«, meinte er.

»So? Ja, und was sagt er zu der Sache?«

»Nichts. Aus ihm ist heute kein vernünftiges Wort herauszubringen.«

»Dann werden wir jetzt aber auch gerade reich werden, wie der Mann gestern meinte. Die wissen auch nicht, was die den Leuten alles anhängen sollen. Wollen es für die Armen gut machen und jetzt verlierst du auch noch deine Dienststelle. Herrgott, wann nimmt das nur mal ein Ende?« –

»Was hat der Messerle denn verbochen, dass man ihn so behandelt? Ich hielt ihn immer für einen ganz anständigen Menschen.«

»Verbochen? Ja, verbochen, glaub ich, hat der gar nichts. Ich kann das nicht gut begreifen. Verstehst, er ist ein reicher Bauer, ein Kulak sagen sie jetzt und weil ich so lang bei ihm gedient hab und so ...«

»Ach was, das wollten wir doch und er hat es ja dir auch bezahlt.«

»Ja, ja.« Jakob sann einen Augenblick angestrengt nach. »Jetzt hab' ich's, er hat ausgebeutet.«

»Was ist das?«

»Das weiß ich auch nicht, werd mal den Schwager Körber fragen. Messerle meint ja, es wird nicht lange so bleiben. Aber wer weiß denn und was sollen wir so lange machen und ob er mich nachher wieder nimmt.«

»Gewiss nimmt er dich wieder. Aber bis dahin?«

Er schaute mürrisch drein, als er hinausging. Sie blieb am Küchenfenster stehen. Draußen fielen große, nasse Flocken, wie Federn aus einem zerrissenen Unterbett. Sie trübten das Glas des kleinen Fensters und verschleierten Frau Emma die Aussicht. Oder waren es die Tränen, die ihr in den Augen schwammen? – Muss auch das jetzt noch kommen! Was dann, wenn Kraus seine Dienststelle bei Messerle wirklich verliert? Für die Kuh wird das Futter wohl bis zum März reichen. Aber der Lebensmittelvorrat ist nur sehr gering. Auf zwei Monate hätte er vielleicht gelangt, aber jetzt ist ja auch das Kind noch da. Warum haben auch gerade sie es nehmen müssen? Wie kam das nur? Vielleicht soll man es wirklich besser zum neuen Dorfvorsteher bringen? –

Aus der Stube dringt das schadenfrohe ächzende Ticken der alten Standuhr: hast es jetzt, hast es jetzt! Und selbst habt ihr nichts zu beißen! Frau Emma fährt sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen – gut, dass es niemand sieht! – und verschränkt die Arme auf der Brust. So macht sie's immer, wenn's ihr zu hart kommt. Da regt sich drinnen etwas. Elly ist erwacht. Sogleich steht Frau Emma wieder neben ihrem Bett. Der Reiz des Neuen ist noch nicht vergangen. Das allein aber ist es nicht. Es ist gleichzeitig auch das Alte: dieses Mädchen und ihr Lieschen sind für die besten Gefühle der Frau fast dasselbe, obwohl es ganz verschiedene Wesen sind. Ihr Lieschen ist es nicht, aber es ist wieder das Kind im Hause, das sie so lange vermisst.

Elly sieht die fremde Frau groß an. – Wer ist das? Ach ja, es ist die Tante, die den bösen Hund hinausjagte. Aber die Stube? Da war sie doch noch nie. Und wo ist der Großpapa und die Mama? –

»So ...« Frau Emma wartet schweigend »... wo ist Mama?«

Der Frau gibt es einen Stich, das schmerzt, die böswillige Undankbarkeit. Sie hat diese Frage erwartet und doch tut es weh, sie jetzt zu hören. Die Tote liegt unter der Erde und was kann sie dem Kind antworten? –

Elly sitzt unschlüssig im Bett, mit zerzaustem Haar, in dem eine krumme Feder aus dem Kissen steckt.

»Ich werde deine Mama sein. Willst du?«

Elly schweigt. Da tut Frau Emma, was jede Mutter tut, wenn sie dem kranken, verzagten Kind ein Lächeln abgewinnen will, trotz Kummer und Sorgen, die sie quälen, zwingt sie sich freundlich zu schauen, streckt dem Kind die Arme entgegen und sagt in heiterm Ton:

»Ach du Langschläferchen. Steh jetzt schnell auf. Schnell aufstehen und waschen und dann kämm ich dich und du wirst Milch trinken, warme Milch. Komm.«

Elly erhebt sich und lehnt ihren noch vom Schlaf benommenen Kopf gegen Frau Emmas Brust. Sie lässt sich liebkosen. Dann macht sie sich mit einem Ruck aus der Umarmung der Frau frei und sieht sich in der Stube um.

»Wo ist der große Hund? Beißt der nicht?«

»Den hab ich hinausgejagt, den Schlechten. Nein, dich wird er nicht beißen, das darf er nicht.«

Sie wäscht das Kind mit kaltem Wasser. Davon wird es ganz wach, schaut jetzt aber noch scheuer und befremdeter um sich. – Nein, so war es zu Hause nicht, dort war es anders. – Frau Emma will den verwirrten Blick des Kindes nicht sehen. Sie kämmt das Mädchen und setzt es aufs Bett.

»Wart ein bisschen, ich such dir auch ein Haarband, ein schönes.«

Das Band hat sie ihrem Lieschen im letzten Frühjahr gekauft. Es liegt in der Beilage der Kiste, sie weiß genau wo.

»Siehst du, wie schön.«

Es ist ein hellblaues Seidenbändchen. Elly sieht hin und wird zutraulicher: die erste kleine Freude. Nachdem Frau Emma das Band befestigt, zieht sie Elly ein Kleid ihres verstorbenen Kindes an. Ein weites, langes Kleid mit vielen Falten und gekraustem Saum. Es ist schlechter als Ellys Kleid, aber Elly freut sich an dem Wechsel.

– Abgeben? Nein, das gebe ich nicht ab! – sagte Frau Emma sich, als sie das Kind auf dem Arm in den Vorraum trug. Als sie dann beide am Tisch saßen, das Kind emsig seine Milchbrocken löffelte und munter auf die Schneeflocken schaute, die vor dem Fenster tanzten, polterte es auf einmal gegen die Haustür. Es waren Lene und Jakob, Körbers Kinder. Gestern abends noch hatte die Mutter ihnen von dem kleinen Mädchen erzählt, das Tante Emma jetzt habe, und da hatten sie es

nicht länger ausgehalten, sie kamen, um es zu sehen. Jakobs rotes Gesicht leuchtete aus der Umhüllung eines großen Tuches hervor. Unter seiner Nase glitzerte es, wie Tau bei Sonnenaufgang.

»Es schneit, Tante Emma, es schneit!«

»Ja, ja, mach nur die Tür zu.«

Lene schloss die Tür. Frau Kraus half Jakob aus seinen Hüllen.

Elly hörte auf zu essen. Die Kinder sahen sich forschend an.

»Bist du satt, Ella?«

»Ja.«

Das Kind hatte vergessen, den Löffel wegzulegen, und am Kinn zitterte ein Milchtropfen.

»Komm, ich putz dir den Mund ab und dann könnt ihr spielen.«

Elly ließ es ruhig geschehen, wandte ihren Blick aber nicht von den Kindern. Viele Tage hatte sie nun ausschließlich in der Gesellschaft Erwachsener verbracht und sie war froh zu diesem Besuch. Aber sie tat doch etwas scheu; der kleine Junge, dem Lene soeben etwas unsanft die Nase putzte, war ihr zu laut ins Haus gekommen. – Und jetzt will der auch noch heulen. –

»Schäm dich, Jakob!« Lene fühlte sich durch das Benehmen des Bruders schon blamiert: – kann sich die Nase nicht putzen und ist dann auch noch schlimm! – Die schwesterliche Sorge war unnötig; Jakobs Aufmerksamkeit war schon abgelenkt, er kam nicht zum Weinen. Die Katze sprang vom Herd und kam schnurrend auf die bekannten Kinder zu. Jakob erblickte sie zuerst, rief: »Mietz!« und wollte sie beim Schwanz festhalten. Weil er sich aber so ungeschickt anstellte, entwischte sie ihm, sprang in die Stube und versteckte sich unterm Bett.

Elly hatte ihm zugeschaut und lächelte jetzt schadenfroh: – was hat der die Katze auch zu nehmen! –

Lene kam schüchtern näher:

»Komm spielen.«

Elly schmiegte sich an Frau Kraus und antwortete nicht.

»Sie heißt Elly. Geh doch spielen, Kind.«

»Komm, ich mach auch eine Puppe«, versuchte Lene eine weitere Annäherung. Das war getroffen. So was hörte Elly zum ersten Mal. – Eine Puppe machen? Puppen werden gekauft und die will eine machen? – Lene merkte, dass Elly interessiert war, und säumte nicht lange. Zuerst legte sie Jakobs dunkles Halstuch zusammen, hüllte ihr

Taschentuch um die so entstandene Rolle und wickelte das Ganze in ihr braunes Kopftuch. Die Puppe war fertig. Sie hatte ein weißes Gesicht und keine Augen.

Elly schaute verwundert zu und zwinkerte dann kritisch:

»Aber ich hatte eine Puppe mit Augen.«

»Mit solchen, die sie auf und zu machen konnte?«

»Ja. Die konnte auch sehen.«

»Und wo hast du sie?«

»Verloren« antwortete Elly niedergeschlagen. »Es war so finster und da fiel ich hin und hab sie verloren.«

»Ich mach auch dir gleich eine Puppe. Solche, wie diese. Soll ich?«

»Aber eine große!«

Elly schaute wieder vergnügt drein: – wenn das Puppenmachen so einfach ist, wie sie's soeben von dem Mädchen gesehen, dann gibt es nicht viel zu trauern. – Sie hatte ihr kleines Unglück bald vergessen.

Lene gab sich wirklich Mühe. Der Bruder war ihr dabei nicht gerade behilflich.

»Jakob!« herrschte sie ihn an, »lass liegen. Jungens spielen nicht mit Puppen!«

Der Junge gehorchte unwillig. Er war entrüstet und auch schon etwas eifersüchtig auf das fremde Mädchen. Ein grobes Wort konnte ihn aber noch lange nicht aus dem Gleichgewicht bringen; verzärtelt war er nicht. Ohne lange zu schmollen, stülpte er sich das Taburet um, schleppte es vom Tisch näher zum Herd und kletterte hinein.

»Ich fahr, ich fahr!« rief er bald höchst vergnügt und gerade so laut wie er gerufen, als sie zur Tür hereingekommen.

Elly hatte ihre Schüchternheit überwunden. Sie ärgerte sich schon über das Geschrei des Jungen und sah ihn böse an.

»Kreisch nicht so, du!«

»Fahr nur, Jakob« sagte Frau Emma, die am Herd stand und in einer Blechschüssel die wenigen Tassen wusch. »Spielt nur recht schön, aber so laut dürft ihr nicht sein, sonst platzt mir der Kopf.«

Jakob schaute einen Augenblick nachdenklich drein: – der Kopf platzt? Aufplatzen? Das hatte er doch schon gesehen. Ja, als Papa und Mama die Kürbisse abluden, fiel einer auf die Erde und platzte auf. Im rötlichgelben Fleisch hatte er die weißen Körner gesehen, viel! Das würde man sehen, wenn Tante Emmas Kopf aufplatzen sollte? –

Frau Kraus ging in die Stube und seine kindliche Vorstellung verblasste. Jetzt wurde es erst recht lebhaft. Jakob fiel es ein, dass er auch Pferde vor seinen Wagen spannen müsse. Ein Fußschemel und der hölzerne Stiefelknecht des Onkels eigneten sich dazu ausgezeichnet.

Auch Lene und Elly entwickelten ihr Spiel weiter.

»Unsere Kinder haben schon Schlaf«, sagte Lene naseweiß. Jakobs lauter Protest fruchtete nichts; kurzerhand nahm sie dem Bruder das Fußschemelpferd weg. Im Nu wurde ein Lappen darin ausgebreitet und das Pferd des Jungen war in eine Wiege verwandelt und die zwei Puppen nebeneinander darin gebettet. Damit waren dem Jungen aber noch lange nicht alle Fahrmöglichkeiten abgeschnitten, als Ersatz für den schweren Verlust wählte Jakob einen Filzstiefel des Onkels. Die Mädchen kehrten sich nicht an ihn.

Lene schob die Wiege mit den Kindern ans Ende der Bank und machte Elly den Vorschlag:

»Wollen jetzt Kramladen spielen.«

»Was ist das?«

»Verkaufen und kaufen.« Sie holte einige farbige Glasscherben aus ihrer Manteltasche. »Das wird das Geschirr sein.«

»Zu wenig, zu wenig!« meinte Elly lebhaft. Auf dem Küchenfenster lag die Hälfte von einer billigen, zerbrochenen Porzellantasse. Schnell lief sie damit zu Frau Emma in die Stube. »Dürfen wir das zum Spielen nehmen?«

»Ja, Kind, das könnt ihr haben.« Frau Emma war froh, die Kinder schon so unbefangen spielen zu sehen. Demnach kommt das Mädchen sich schon nicht mehr so fremd vor. Elly sprang erfreut zurück. Die Tassenhälfte wurde in kleine Scherben zerschlagen und bald war der Kramladen mit feinstem Geschirr hinlänglich versorgt. Lene hatte indessen die Schere gefunden.

»Hier müssen auch Schuhe zu kaufen sein.« Aus einem alten Heftdeckel, den Frau Emma gewöhnlich unter die Kaffeekanne legte, um die Tischplatte zu schonen, schnitzte sie jetzt verschiedenes Fußzeug.

»Aber was zu essen?« fragte Elly, als einige Paar Schuhe und Stiefel, die nicht sehr gut gelungen waren, neben dem Geschirr auf der Bank lagen.

»Ja, Zucker brauchen wir auch noch.« Den Zucker musste ein Dutzend weißer Bohnen darstellen, die Lene neben den Glasscherben in

ihrer Tasche mitgebracht hatte. Sie schnitt eine große Kartoffel mitendurch, hohlte eine Hälfte geschickt aus und legte die Bohnen hinein. Zwei gelben Rüben, die sie vorher schön rein schröpfte, schnitt sie die Köpfe gleich ab, damit sie aufrecht stehen konnten. Das waren die Ölgefäße. Lene gab all diesen Dingen Bestimmung und Inhalt und Elly pflichtete ihr mit wichtiger Miene bei. So schön hatte sie noch nie gespielt. Zu Hause, beim Großpapa und der Mama, war sie meistens allein, der einzige Spielgefährte war der große Hund; fremde Kinder durften nicht auf den Hof oder gar ins Haus kommen, das wollte der Großpapa nicht haben. Ihre Erinnerungen an die Ereignisse des vorhergehenden Tages und der letzten Nacht waren vom Reiz des Spiels bald verwischt. Vergessen war auch die tote Mutter. Ihr kindlicher Geist war beschäftigt, und sie lachte.

Doch waren die Kinder nicht unbeobachtet, wie es ihnen vorkam. Frau Emma schaute ihnen verstohlen zu. Es tat ihr wohl, wieder Kinderlachen im Hause zu hören. Trotzdem fühlte sie sich bedrückt. –

Das Messerle auch nichts Bestimmtes sagen konnte! Wie denn jetzt? Sie lebten immer von ihrem Verdienst, aus der Hand in den Mund, wie man sagt, aber so unklar wie gegenwärtig, war ihre Zukunft noch nie. Zum Kriegsdienst war Kraus untauglich gewesen und er diente schon viele Jahre hintereinander bei Messerle als Knecht, als ältester Knecht von dreien. Von der Saatzeit an bis nach Beendigung der Herbstarbeiten ging er schon vor Tagesanbruch fort und kam erst am späten Abend wieder. Wenn sie Zeit gehabt hätte, viel über ihre Lage nachzudenken, wäre es ihr sehr einsam gewesen, aber diese Zeit hatte sie nie. Sie musste immer noch früher aufstehen als der Mann, um ihm das Frühstück zurechtzumachen. Dann war die Kuh zu versorgen und im Hause aufzuräumen, immer musste sie sich damit eilen, denn sie arbeitete auch bei fremden Leuten und die Leute sehen es nicht gern, wenn eine Tagelöhnerin zu spät zur Arbeit kommt. Ein Tag – das hieß von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Nachdem sie geheiratet, konnte sie keine feste Dienststelle als Magd bekleiden, arbeitete aber fast jeden Tag bei irgendeinem reichen Bauern. Arbeit gab es doch genug: Dielen bohren, Wäsche waschen, Häuser verschmieren und weißen. Als das Kind dann kam, war es sehr schwer. Schon als es kaum drei Monate alt war, nahm sie es mit sich. Und Kraus diente bei Messerle. Besonders gut hatte er es auch nicht,

aber sie hatten dabei ihr Auskommen. Messerle bestellte ihnen auch alljährlich zwei Deßjatinen Land und ackerte mit seinem Pfluggespann das Gartenland um. Ja, es war fast so gewesen, als ob Kraus nicht Knecht, sondern auch ein kleiner Bauer sei. In den wenigen Stunden, die sie sich von ihrer notwendigen Ruhezeit abknappten, bestellten sie ihren Gemüsegarten: Kartoffeln und Rüben und Kraut muss man doch haben. Den Bach hatten sie zum Glück nahe, wenn sie aber den ganzen Sonnabend oder Sonntagvormittag mit Eimern Wasser getragen, um die Kraut-, Bohnen- und Gurkenpflanzen zu gießen, dann spürten sie's am Montag früh doch in den Armen. Im letzten Sommer hatte sie sich mitunter schon der zukünftigen Hilfe der Tochter gefreut. Lieschen hatte mit zwei Eimerchen aus alten Blechbüchsen Wasser getragen, gewiss, nur spielend. – Ob ihr in Elly auch eine Stütze heranwachsen wird? Wer weiß? Die Mutter ist tot, wenn die junge Frau im Bahnhof wirklich ihre Mutter gewesen ist, aber wer ist der Vater und wo steckt er jetzt? –

Auf diese Frage ist jetzt keine Antwort zu finden. – Vielleicht, dass die Zeit noch mal Aufschluss darüber geben wird. – Die Sorge ums tägliche Brot ist auch größer und drängt diese Frage ganz in den Hintergrund.

Messerle hat Kraus die Winterarbeit in seinem Stall abgeschlagen. »Erst hilft man den Leuten, damit sie ihr Auskommen haben, und dann bekommt man Stank statt Dank, dann wird man dafür schlecht gemacht«, hat er gesagt. Das ist schlimm. Gerade dafür, dass Kraus sonst im Winter immer bei ihm arbeitete, die Pflege des Viehs überwachte und auch selbst mit Hand anlegte, verschiedene Fahrten besorgte und im Vorfrühling das Geschirr ausbesserte, pflügte Messerle ihnen immer das bisschen Land. Wie soll das jetzt werden, wenn sie keine Aussaat machen können, nicht mehr eigenes Brot und eigene Kartoffeln haben werden? Vielleicht könnte Kraus auf dieselben Bedingungen bei einem andern Bauern Arbeit finden? Aber nein, die Leute haben Angst, sind jetzt vorsichtig geworden ... –

IM VORZIMMER SCHRIE JAKOB AUF, als ob ihm der Kopf abgerissen werden sollte. Die Mädchen hatten ihn zum Kramladenspiel gebraucht. Sie konnten doch nicht selbst verkaufen und kaufen, dann ist

es nicht so, wie's sein muss. Jakob war Verkäufer gewesen und die beiden Kundinnen hatten ihm vorgesagt, wie er seine Waren anzupreisen hat. Bei so einem gemeinsamen Gang nach Einkäufen aber hatten die Nachbarsfrauen angefangen, sich des Langes und Breiten von ihren kranken und schlimmen Kindern zu erzählen und den Krämer ganz vergessen. Dem Jungen wurde es langweilig. Zuerst vertrieb er sich die Zeit damit, dass er die »Ölgefäße« aufaß. Dann stülpte er das »Zuckergefäß« um und spielte mit den Bohnen. Und dabei war es passiert.

Lene und Frau Kraus stürzten zu dem Schreihals, konnten aber nicht verstehen, was ihm zugestoßen ist.

»Die Bohn, die Bohn« schrie er, was die Kehle hergab und trampelte verzweifelt mit den Füßen.

»Die Bohn! Die Bohn!«

»Hier liegen sie doch. Was willst du denn?«

Vor Aufregung und Anstrengung war sein Gesicht rot und aufgedunsen. Auf seinen Lippen bildeten sich Speichelblasen und platzten gleich wieder. Und da sah Frau Emma auf einmal, was los war. Der dumme Bengel hatte sich eine Bohne ins linke Nasenloch gesteckt. Anstatt nun den Nasenflügel von oben nach unten zu streichen, bohrte er mit dem Finger in der Nase herum und stieß die Bohne noch fester hinein.

»Wart, Jakob, nicht so!«

Frau Emma hielt ihm die Hände fest und brachte das verunglückte »Stück Zucker« mit einiger Mühe wieder ans Tageslicht. Mit dem Ausdruck des Widerwillens auf dem Gesicht schleuderte sie diesen Leckerbissen, der den Weg in den Magen des Jungens statt durch den Mund durch die Nase hatte finden sollen, in die Ecke und wischte sich die Finger an der Schürze ab. Jakob stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und wetzte seinen schmierigen Schnabel am Jackenärmel.

Elly stand mit weitaufgerissenen Augen dabei. Sie hatte schon Angst. Als die Operation dann glücklich vorbei war, sah der Junge sie vergnügt an und lächelte dumm.

Die Freude am Spiel war verdorben. Da kam zum Überfluss auch noch Tante Liese, die Mutter der Kinder. Jakob bekam einen Klaps, weil er so dumm gewesen. Er brüllte.

»Kannst es in den Mund stecken, wenn du was essen willst, und

nicht in die Nase!« sagte Frau Liese über die kindliche Beschränktheit ihres Sprösslings sehr erbost. »Geht jetzt nach Hause, passt aber auf, dass ihr euch die Füße nicht nass macht.«

Schmollend schaute Elly zu, wie Lene widerwillig die Puppen in ihre Bestandteile zerlegte und den Bruder wieder einmummte.

»Passt auf«, schärfte Frau Liese ihren Kindern noch einmal ein und schloss die Tür hinter ihnen. Mit dem Spiel war es jetzt ganz aus.

Und da kam sie auch noch auf Elly zu und sagte mit viel zu freundlicher Stimme: »Na, und wie geht es der Ella?« Elly ging scheu zur Seite; sie mochte diese Spielverderberin nicht leiden.

»Es geht schon«, antwortete Frau Emma anstatt des Kindes. »Sie haben schön gespielt, bis Jakob sich die Bohne in die Nase steckte.«

»Ja, hast du schon gehört?« Frau Liese nahm das Taburett, in dem ihr Junge vor einigen Minuten noch so lustig kutschiert, stellte es auf die Beine an den Herd und setzte sich auf ihren Lieblingsplatz. Im Winter war es hier warm und im Sommer kühl. Zudem konnte sie so zum Fenster hinaussehen und hatte auch die Tür vor sich, wusste also gleich, wer kommt, wenn die Türklinke schnappte. Sie schwelgte in dem Bewusstsein, dass die Schwägerin jetzt an der Neugierde zappelte.

»Nein, was meinst du?«

»Geht das jetzt zu! Man hätte gar nicht geglaubt, dass es möglich wär.« Frau Liese schien wirklich sehr entrüstet und Frau Emma dachte schon, es müsste was ganz Besonderes vorgefallen sein.

»Wovon sprichst du denn?«

»Nein, so was hör ich zum ersten Mal im Leben.« Frau Liese kannte ihre Schwägerin und wollte sich nicht um das Vergnügen bringen, sie in Erstaunen gesetzt zu haben. Deshalb sagte sie es ohne weiteres Zögern:

»Den Ostermüller, den Heinrich Ostermüller haben sie ja aus dem eigenen Haus gejagt, aus dem eigenen Haus und die Leute haben doch Kinder!«

Sie war enttäuscht, ihre Mitteilung hatte auf Frau Emma nicht den erwünschten Eindruck gemacht, denn sie fragte ganz gelassen:

»So? Warum denn?«

»Ach warum? Jetzt fragt man wohl viel, warum? Das Revkom brauchte das Haus und weiter nichts. Nun kann der Mann sehen, wo er mit seiner Familie bleibt.«

»Und wo sind sie hingegangen, die Ostermüllers?«

»In die Obergasse. Sie haben sich eine Sommerküche gemietet, bei Fritzlers denk ich ... Unkraut verdirbt nicht.«

Die letzten Worte hatte Frau Liese von ihrem Mann gehört. Dem war die Sache nicht so schrecklich tragisch vorgekommen und er hatte mit seiner Schadenfreude nicht hinter dem Berge gehalten. Frau Liese war zu sehr die Frau ihres Mannes, um diese Bemerkung hier nicht zu wiederholen oder dabei wenigstens gleich zu merken, dass sie damit aus der Rolle der guten Nachbarsfrau fällt, der es eben nur um das Schicksal der bemitleidenswerten Bekannten geht. Sie warf die Worte einfach so hin, ohne sich viel dabei zu denken. Bei Frau Emma fanden gerade diese Worte den stärksten Widerhall. Nein, der geht nicht sobald zugrunde! Sie kennt die Familie nur zu gut. Wenn sie sich's auch nicht eingestehen will, aber Ostermüllers Unglück lässt sie nicht nur kalt, sondern ruft bei ihr zumindest ein Gefühl großer Genugtuung hervor. Dem gönnt sie's, dem Geizkragen; der hat noch nie etwas für einen andern Menschen übrig gehabt und konnte selbst nie genug bekommen. Das weiß sie besser als irgendein anderer im Dorfe, hat sie in seinem Hause doch ihre Jugendjahre als Dienstmagd verbracht. Viel Feiertage gab's da nicht. Außer der Arbeit im Hause, in der Küche und im Stall musste sie zur Erntezeit auch noch auf dem Dreschplatz mithelfen, hatte es dort nicht leichter als ein Knecht. Immer im Trab, immer im Trab. Lohn aber bekam sie kaum halb so viel als die männlichen Dienstboten. Sie war eben die Magd, und Mägde bekommen weniger, weil sie schwächer sind und wenn sie den Knecht in der Arbeit auch weit überbieten. Die Arbeit wäre ihr nicht das Schlimmste gewesen. Nein, aber bis man von dem Menschen die paar sauer verdienten Rubel bekam! Einen Fall konnt sie nie vergessen. Es war kurz vor Pfingsten. Das letzte Mal hatte sie zu Weihnachten etwas von ihrem rückständigen Lohn bekommen. Sie wollte sich ein neues Sonntagskleid kaufen, ein einfaches Kleid, um aber doch wenigstens nicht immer wie ein Aschenbrödel abseits zu stehen, wenn die Jugend sich beim Spiel auf der Wiese vergnügt. Und wen ging's schließlich auch was an; hatte doch sie das Geld verdient. Sie nahm sich ein Herz und ging nach Feierabend zu Ostermüller. »Was Emma, Geld? Was willst du mit Geld?« fragte er erstaunt. »Heute habe ich kein Geld. Meinst wohl, es kostet mir nichts, die Wirtschaft in Ordnung zu halten und

euch alle durchzufüttern? Nein, Mädchen, da musst du noch etwas warten.«

Sie kam sich wie eine Bettlerin vor und ging schamrot davon. Und am nächsten Tag fuhr Ostermüller in die Stadt und brachte vor Abend eine Menge verschiedener unnötiger Einkäufe für die Feiertage nach Hause, die unzählige Mal mehr kosteten, als sie für ihr Kleid gebraucht hätte. Abends weinte sie vor Wut in ihrer Kammer, wagte aber nichts zu sagen.

»Du sagst, eine Sommerküche gemietet; wo wollen die ihre Möbel da hinstellen?«

»Mach dir nur keine Sorge, die haben nicht mehr so viel. Die beiden Schränke, den Schreibtisch und noch einen einfachen Tisch haben die Männer aus der neuen Regierung ihnen nicht gegeben. Na, den Schreibtisch, das lass ich noch gelten, ich mein, der Alte hätt' in seinem Leben noch nie was geschrieben.«

»So lange ich bei ihnen war, wenigstens nicht. Den kaufte er doch nur, weil das Tischtuch so schön grün war. ›Ach, bei Pastors in der Wohnung sieht es wirklich großstädtisch aus‹, sagte er oft und sprach dann immer vom Schreibtisch und vom Klavier. Nun, und so musste er es eben haben, reich genug dazu war er ja.«

»Ja, das Klavier haben sie ihn auch nicht mitnehmen lassen. Sag doch mal, dem sein Mädel, das älteste, wie heißt es nur gleich? ...«

»Die Ursula.«

»Ja, ja. Hat die mal spielen gelernt?«

»Nein doch, das unbeholfene Tier! Die war so dumm wie stolz und solche lernen wohl was? Die war ja schon zu fein, ihre eigenen Strümpfe zu stopfen. Oder, dass sie im Haus mal aufgeräumt hätte, das gab es überhaupt nicht. Nur immer schön herausgeputzt auf dem Sofa sitzen und warten, weiß doch, das Klavier kaufte der Alte mit Berechnung, der junge Doktor sollte öfter zu ihnen kommen. Das war ein schöner Mensch und er spielte gut, aber immer so Trauriges und mir war es auch zu langsam. Den sollte die Ursula heiraten. Wenn sie wusste, dass er am Abend kommt, zog sie schon am Nachmittag ihr bestes Kleid an, nahm ein Buch in die Hand und setzte sich aufs Sofa und wartete. Viel gelesen wird sie wohl nicht haben, denn sie stand sehr oft auf, um durchs Fenster zu sehen oder in den Spiegel zu schauen. Zwei- bis dreimal musste ich

an solchen Tagen auf Strümpfen in die große Stube kommen und das Klavier mit einem Lappen abputzen, wenn auch kein Stäubchen mehr drauf war.«

»Den Doktor hat sie aber nicht gekriegt?«

»I wo doch! Der wollte wohl eine so dumme? Der heiratete ja die Lehrerstochter. Die war auch viel schöner, so ein liebes Ding. Weißt doch, das war kurz bevor der Doktor von hier wegzog. Und deshalb konnte auch der alte Lehrer nicht länger bleiben, den hat der Ostermüller hinausgebissen.«

»Der Ostermüller? Nein, das war nicht so, den hat der Dorfvorsteher, der Meißner, fortgebracht, damals als die Geschichte mit den verbotenen Büchern war.«

»Ja, aber der Meißner ist Ostermüllers Schwager und das Ganze war eine abgemachte Sache. Ich hörte zufällig mal, wie die beiden vom Lehrer sprachen, und dachte mir gleich, der ist jetzt lange genug im Dorf gewesen.«

»Meinst wohl, an der Geschichte mit den verbotenen Büchern wäre nichts drangewesen?«

»Das weiß ich nicht. Aber dass der Ostermüller ihn aus dem Dorfe haben wollte, ist gewiss. Ich glaube gar nicht, dass der Lehrer gegen die Regierung war und gegen den Kaiser. Der hatte nur einmal gegen den Krieg gesprochen. Darüber braucht sich doch keiner zu wundern; seinen ältesten Sohn haben sie dort totgeschossen und der zweite kam als Krüppel nach Hause.«

»Na ja, vielleicht war es so. Du hast recht, wenn dem Ostermüller wer im Wege stand, fragte er ja nie lange, wie er ihn beiseiteschiebt. Ja, kennst du den Fritz Wirt?«

»Nein, was ist das für ein Fritz?«

»Der diente im Sommer bei Ostermüller und ist jetzt mit den Roten mitgegangen.«

»Wie, mitgegangen?«

»Hat sich bei denen einschreiben lassen und ist mitgegangen, verstehst, als Soldat. 's war immer so ein stiller, anständiger Junge, und auf einmal so was. Der bekommt doch keine Stelle mehr, wenn er ins Dorf zurückkommt; die Roten glauben nicht an Gott, sagt man, und dann ist er ja auch auf einem von Ostermüllers Pferden weggeritten.«

»Auf Ostermüllers Pferd? Das wird der Alte ihm sobald nicht ver-

gessen, aber der Fritz braucht doch auch nicht unbedingt wieder hierherkommen.«

»Das nicht, aber es zieht ja einen doch immer in sein Dorf zurück. Überhaupt, glaub ich, sind aus unserm Dorfe fünfzehn Mann mit fort. Da wartet man und wartet, dass der Krieg mal aufhören soll und die Menschen gehen auch noch freiwillig mit. Wie sie nur nicht Angst haben, können doch so leicht ums Leben kommen ...«

»Das schon ...«

Elly lehnte bis jetzt still an den Knien der Mutter, ihrer neuen Mutter. Da kam die Katze gemüthlichen Schrittes ins Vorzimmer. Jetzt, wo der kleine Jakob nicht mehr im Hause herumwirtschaftete, wagte das Tier sich wieder hervor und ließ sich von dem Mädchen auf den Arm nehmen. Elly ging mit ihr in die Stube.

»Die Kleine fühlt sich scheinbar schon ganz zu Hause«, bemerkte Frau Liese. »Fragt sie nicht nach ihrer Mutter?«

»Noch hat sie nur einmal gefragt, heute Morgen beim Erwachen. Ich meine, es wäre auch besser, wenn man das Kind gar nicht daran erinnern würde.«

»Gewiss, gewiss! Man darf davon überhaupt nicht zu ihr reden«, pflichtete Frau Liese ihr bei; trotzdem sie gerade im Begriff gewesen war, das Kind nach seiner Mutter zu fragen.

»Lass die Lene und den Jakob nur öfter herüberkommen. Die werden sich schnell aneinander gewöhnen; Kinder wollen eben mit Kindern zusammen sein.«

»Meinetwegen, meinerwegen können sie alle Tage herkommen, ich bin froh, sie mal auf ein Stündchen aus dem Hause zu haben.«

Das Gespräch stockte. Frau Emma war unruhig.

»Wo Kraus nur wieder so lange bleibt?«

»Der ging gerade zu uns, als ich herkam.«

»Ist deiner zu Hause?«

»Ja.«

»Vielleicht kann er ihm was raten; Messerle will ihn für den Winter nicht nehmen.«

»Was hat er denn gegen ihn?«

»Eigentlich nichts, aber Messerle hat Angst. Wahrscheinlich fürchtet er sich, dass es ihm auch so ergeht wie Ostermüller. Er will im Winter keinen Knecht halten, sonst sagen die Leute, er sei reich.«

»Jetzt will keiner mehr reich sein. Dem sein Jung ist doch aber noch zu jung, um im Stall allein fertig zu werden.«

»Ich war nicht älter, als ich zu Ostermüllers kam. Dieser ist es eben nicht gewöhnt, hat es nie nötig gehabt ...«

Die Frauen sprachen noch ein Weilchen über die neue Lage im Dorf. Dann ging Frau Liese. Bald darauf kam Kraus. Er schaute verdutzt und unzufrieden drein. Frau Emma fragte nicht viel. Sie deckte den Tisch. Pellkartoffeln, Milch und Schwarzbrot bildeten das spärliche Mahl.

Als Frau Emma die Schüssel mit den Kartoffeln auf den Tisch gestellt hatte, schaute Elly ein Weilchen darauf und fragte dann: »Was ist das?« Frau Emma musste lachen und auch Kraus schmunzelte unwillkürlich. Das Kind stellte die Frage jedoch ganz im Ernst, gekochte Kartoffeln mit Schale hatte sie noch nie gesehen. Dann aßen sie schweigend. Nach dem Mittag musste Elly sich legen. Sie schlief auch bald ein, nur wollte sie haben, dass die Katze bei ihr bleibe.

Kraus rauchte und starrte vor sich ins Leere. Frau Emma nahm eine Strickarbeit zur Hand.

»Du strickst dir Handschuhe?«

»Nein, für Ella, das Kind hat keine und ich will es nicht frieren lassen.«

»Ja ...« Kraus brummte etwas Unverständliches. Und nach einer kleinen Pause fügte er deutlicher hinzu: »Das wird jetzt oft so gehen.«

»Was wird oft so gehen?«

»Dass wir alles für das Kind werden hergeben müssen ...«

Frau Emma sagte nichts dazu, war aber verwundert über den Ton ihres Mannes; das kannte sie von ihm nicht. Sie schwieg, weil sie ihn nicht noch mehr erbittern wollte. –

Der Nachmittag war leer und langweilig. Kraus war wieder ins Dorf gegangen. Frau Emma ließ die Stricknadeln klappern. Elly sah ihr zu. Als Frau Emma ihr den halb fertigen Handschuh, an dem die dünnen, glänzenden Nadeln staken, über die Hand zog, um zu messen, wo der Daumen zu machen sei, sah Elly sie mit warmem Blick an und fragte:

»Du machst mir dann noch einen?«

»Ja, gewiss auf jede Hand einen.« Frau Emma wurde es warm in der Brust. Sie zog das Kind an sich und küsste es auf die Wange. »Morgen

krieg ich sie beide fertig. Dann werden dir die Hände nicht frieren, wenn du mit mir ins Dorf gehst. Willst mit mir kommen?»

»Ja.« –

Krausens aßen nur dreimal täglich. Das Abendbrot war noch ärmer als das Mittagessen und Krause schaute noch mürrischer drein; er hatte nichts gefunden, keine Aussicht auf eine neue Dienststelle. Um nicht unnötig Lampenöl zu verbrennen, von dem nur noch ein seit langem aufbewahrtes kleines Restchen in der Flasche war, legten sie sich früh, konnten aber lange keinen Schlaf finden, die Sorgen hatten sich nicht verringert. Elly lag auch eine Weile schlaflos in ihrem Bettchen und starrte ins Dunkel. »So schnell darf man nicht nachgeben«, hörte sie Frau Emma sagen, »ich werde schon was finden.« Das Kind verstand den Sinn der Worte nicht. Sie lauschte dem unreinen Ticken der Wanduhr, das immer reiner wurde und schließlich genauso hell und bedächtig klang, wie sie's zu Hause in der schönen Eckstube gehört. Sie träumte ihren sorgenlosen Kindertraum, die Qualen der Ungewissheit kannte sie noch nicht.

Früh am Morgen, noch vor Sonnenaufgang. Ein feuchter und kalter Nebel verhüllt das Dorf. Die Straße ist fast unpassierbar: nasser Schnee, Matsch und schmutzige Pfützen. Auf dem Fußsteg neben den Zäunen und Akazienhecken gehen eine Frau und ein kleines Mädchen der Mitte des Dorfes zu. Die Frau führt das Kind an der Hand, führt es so, dass es ganz nahe am Zaun auf dem trockenern Rand des Fußstegs gehen kann. Wenn die Pfütze auf dem Steg nicht zu umgehen ist, trägt sie es einige Schritte auf dem Arm. Die Frau ist in eine kurze, abgetragene gesteppte Jacke und in einen langen Faltenrock gekleidet. An den Füßen trägt sie Holzpantoffeln. Die Sohlen sind sehr dick, aber sie hat die Füße schon nass und schmutzig; bei diesem Weg ist das nicht zu vermeiden. Das Kind ist wärmer gekleidet, sein Mäntelchen ist weit besser, als die Jacke der Frau und an den Füßen hat es Schuhe. Von ihrem Gesicht, sind aus dem Tuch nur die Augen zu sehen. Das Mädchen schweigt; die Frau eilt und das Gehen macht ihm Schwierigkeiten, sodass es sich nur flüchtig nach den Seiten umsehen kann. Auf den kahlen Ästen der hohen Bäume schreien Raben. Sie bleiben nicht sitzen, wenn die zwei Gestalten näher kommen, sondern fliegen fort; über die spitzen Dächer und weiter über die hohen Strohhaufen, die im Nebel nur unklar zu sehen sind. Die

Straße ist menschenleer. Hin und wieder ist auf einem Hof jemand zu sehen, ein Knecht oder ein junger Bauernbursch, der den knarrenden Mistkarren zum Düngerhaufen schiebt. Auf einem Dache sitzt rittlings ein Mann, um einen Schaden mit Strohwischen auszubessern.

Jetzt verlangsamt die Frau ihre Schritte. Auf der Mitte der Straße kommt ihnen eine hohe Fuhre entgegen, vor die zwei Pferde gespannt sind. Auf den Wagen ist verschiedenes Möbel geladen. Der Fuhrmann, ein stämmiger Bengel von achtzehn, siebzehn Jahren, schreitet in hohen, über und über mit Matsch bespritzten Lederstiefeln neben den gut gefütterten Pferden her, die den Wagen ohne große Anstrengung auf dem verweichten Wege ziehen.

Frau Emma – denn sie und Elly sind es – bleibt verwundert stehen: das Gefährt und auch das Möbel auf dem Wagen hat sie schon mal gesehen und jetzt erkennt sie auch den Fuhrmann.

»Wo geht das hin, Peter?«

»Ins Oberdorf«, antwortet der Bursche maulfaul, ohne stehen zu bleiben. Es ist Messerles Sohn, derselbe Junge, der Frau Liese vorgestern zu jung vorkam, um im Stall allein fertig zu werden. Frau Emma stutzt: – was haben die vor? Ziehen die wohl aus, geht's dem vielleicht auch schon so, wie dem Ostermüller? –

»Zu wem willst du damit?«

»Zu ... No ...«, er treibt die Pferde zur Eile an und sie versteht den Schluss seiner Antwort nicht. Die Fuhre ragte nur noch gespenstisch aus dem Nebel hervor. Zum Onkel, scheint der Frau, hat er gesagt, aber zu welchem Onkel? Die haben viel Verwandte im Dorf ...

»Komm, Elly, komm, damit wir nicht verspäten. Hast du die Füße noch nicht nass?«

»Nein«, antwortete das Mädchen kaum hörbar aus seinem Kopftuch. Frau Emma sieht aber, dass es anders ist.

Näher zur Mitte des Dorfes gehen sie auf einen Hof. Neben der Stalltür zerrt ein Hund an seiner Kette und bellt die beiden vor Wut heiser an. Bald sitzt Elly in der geräumigen Küche und macht so gut sie's kann aus ihrem und Frau Emmas Tuch eine Puppe, wie sie's von der Lene gesehen. Sie ist barfuß: Schuhe und Strümpfe müssen getrocknet werden. Vom Wasserdampf fast ganz verhüllt steht Frau Emma an einem großen flachen Zuber, der auf zwei Taburetten gestellt ist, und reibt auf dem Waschbrett ein Wäschestück nach dem

ändern. In der Küche wirtschaftet noch eine dicke Tante herum. Sie hat eine sehr weiße Schürze vorgebunden. Ihre bis zu den Ellbogen bloßen Arme schimmern zart und rosig. Soeben brachte sie noch einige Vorhänge, die sie auf den Wäschehaufen neben der Wand wirft. Sie hat es wirklich sehr dreck: große Wäsche! Sie kann keine Ruhe finden, besonders ihre Zunge nicht. Mit ihrer Arbeit ist es jedoch nicht weit her. Frau Emma kennt das schon: – die tun auch nur so, als ob sie helfen wollten, wollen in Wirklichkeit aber nur aufpassen, damit jedes Hemd und jedes Laken ordentlich gewaschen wird, oder nicht gar ein Stück davon verschwinde. Als ob sie dann schon mal etwas schlecht gemacht oder gestohlen hätte! – Sie weiß sehr wohl, dass sie bei den wohlhabenden Hausfrauen des Dorfes als gute Wäscherin bekannt ist, dass sie noch keiner Gelegenheit zum Tadeln gegeben und deshalb empfindet sie diese schlecht maskierte und freche Aufseherin umso erniedrigender. Das muss sie aber mit in Kauf nehmen. Was soll sie machen? Noch hat Krause keine Arbeit gefunden und wenn auch, dann würde sein Verdienst für drei doch nicht ausreichen. Also, so tun, als ob sie's nicht merke und nicht zu empfindlich sein.

Die Hausfrau läuft geschäftig hin und her wie eine Gluckhenne, der man die Kücklein genommen. Sie spricht mit lauter, tönender Stimme, wie nur eine Hausfrau sprechen kann, der ihr Haushalt eben der allerbeste scheint. Damit täuscht sie aber sich selbst darüber hinweg, dass sie eigentlich gar nichts tut. Ihre Wäscherin ist darüber nicht verwundert; Frau Emma wäscht, dass die Schaumspritzer nur so fliegen, und lässt sich ruhig den neusten Dorfklatsch auftragen. O ja, die Wirtin versteht es noch besser als die Schwägerin Liese. Schließlich langt sie auch bei Messerles Umzug an, sie weiß schon Bescheid.

»Ach nein doch, die ziehen gar nicht um. Das ist schon eine alte Geschichte. Die hatten einen Erbschaftsstreit mit der jüngsten Schwester der Frau. Na, und da geben sie ihr jetzt einen Teil von dem Möbel, um endlich mal ins Reine zu kommen.« Die Frau lacht schadenfroh: »Hi-hi-hi! Die wollen den Leuten was vormachen. Ja, weißt du, Emma«, ihre Stimme sinkt zu einem geheimnisvollen Flüstern herab, »das ist doch alles nur zum Schein; die stellen das Möbel einfach dorthin, damit es bei ihnen im Hause nicht so voll ist. Na, du verstehst

mich schon, aber das darfst du keinem Menschen erzählen, man will die Leute doch nicht ins Unglück stürzen.«

»Das verstehe ich nicht ...«

»Ach verstell dich nur nicht, Emma! Du weißt sehr gut, warum Ostermüllers aus ihrem Hause mussten, na, und der Messerle weiß das auch ... So eine Schweinerei!«

Frau Emma zieht es vor, nichts zu erwidern. Der Frau kann sie's doch nicht sagen, dass den Ostermüllers nicht so unrecht geschieht. – Das geht nicht, dann wäre sie ja gleich im ganzen Dorfe als schlechte Person verschrien und würde umsonst einen Verdienst suchen. Ihr passt selber so manches nicht, aber Reden ist Silber, wenn man das Richtige trifft, und Schweigen ist Gold. Im Umgang mit den reichen Hausfrauen des Dorfes hat sie das gelernt. Die denken alle in erster Linie an sich und freuen sich gar an dem Unglück des andern, besonders dann, wenn sie daraus einen Vorteil für sich ziehen können.

Diese Tante ist gerade eine von den habgierigsten. Damals, als der alte Lehrer von Ostermüller und dem Dorfvorsteher vertrieben wurde, jammerte sie um die armen Leute, die noch spät im Sommer, wo es gerade an der Zeit war, Vorräte für den Winter zu besorgen, an einen unbekannten Ort ziehen mussten. Aber ihr ganzes Gejammer war nichts weiter als Heuchelei; nachher bei der Versteigerung der Lehrersachen war sie am eifrigsten dabei, dieses oder jenes für einen Spottpreis zu erstehen.

WENN DIE JETZT DAVON SPRICHT, dass es eine Schweinerei ist, wenn die neuen Zustände im Dorfe den Ostermüller und andere Leute ihr Vermögen zu verstecken zwingen, dann sieht man daraus doch gleich die Angst um ihr Hab und Gut. Sollte es aber Gelegenheit geben, billig etwas von den Leuten zu kaufen, sie würde gewiss nicht säumen. Bei denen steht die Wetterfahne immer nach dem Wind. Nein, da schweigt Frau Emma lieber. Nur der nicht sagen, dass Messerle an ihnen nicht immer redlich gehandelt; Art hält zu Art und wer arm ist, muss sich vor den Reichen hüten. Zudem ist Messerle jetzt auch im Unglück, eigentlich hat er doch nur Angst davor, aber diese Angst hat sie schon in wirkliches Unglück gestürzt, sie, ihren Mann und das Kind. –

Frau Emma setzte ihre Arbeit schweigend fort und die müßig dastehende Wirtin redete sich immer mehr in Hitze:

»Ich an Messerles Stelle würde es anders machen: einfach die Sachen verkaufen und das Geld weglegen; das Geld sieht keiner ...«

– Ach so, – dachte Frau Emma, – das würde dir so passen. Dein ältestes Mädcl hat unlängst geheiratet und nun möchtest der Tochter fürs Salz aufs Ei gerne die ganze Hauseinrichtung anschaffen.

Frau Emma konnte einige Minuten frei aufatmen, die große Familie aß drinnen in der Stube. Sie und Elly mussten warten. Jetzt waren Ellys Schuh und Strümpfe getrocknet und Frau Emma zog sie ihr an. Das Kind war froh dazu, brauchte es so doch wenigstens nicht länger still in der Ecke zu sitzen.

»Mama, ich will essen.«

»Wart noch ein bisschen.«

Und dann wurden auch die Wäscherin und das Mädchen zu Tische geladen an eine Seite des Küchentisches, der ganz voller nasser Wäschestücke lag. Was sie aßen, waren Überreste. Es schmeckte ihnen, nur hätte es mehr sein können. Frau Emma hatte nicht den Mut, noch um etwas zu bitten, in der Regel wurde nur die Arbeiterin gefüttert.

Elly geduldete sich bei ihrem Spiel noch eine Zeit lang. Dann kam sie an den Waschzuber.

»Geh weiter, Ella, du machst dich nass.«

»Komm nach Hause, Mama.«

»Noch darf ich nicht, wart noch etwas.«

Ella war des Spiels allein überdrüssig. Am liebsten hätte sie der Mutter geholfen. Auf der Bank wurde die Wäsche geseift. Sie nahm das große Stück Waschseife, aber es war zu groß und glitschig und fiel ihr aus der Hand. Als sie sich unter die Bank bückte, um es aufzuheben, stieß sie sich den Kopf. Das war für das müde und verdrießliche Kind zu viel, es begann bitterlich zu weinen. Frau Emma trocknete sich schnell die Hände ab und nahm sie auf den Arm.

»Wo hast du dich gestoßen?«

»Hier.« Sie zeigte an die Stirn. Frau Emma küsste die getroffene Stelle.

»Das wird besser.«

Die Wirtin kam gerade wieder in die Küche.

»Du weinst! So ein großes Mädchen und weint, aj, aj, jai, solche großen Mädchen dürfen schon nicht mehr weinen!«

Frau Emma war es unangenehm, müßig zu stehen, aber ihr tat auch das Kind leid; es war doch schon spät.

»Still, Ella«, tröstete sie, »still, bis du Großmama bist, ist das lange besser.«

Die dicke Tante lachte sehr laut und Elly drückte ihr Gesicht verschämt gegen Frau Emmas Schulter.

»Ich will nach Hause, Mama«, flüsterte sie.

»Wenn ich fertig bin. Von der Arbeit darf man nicht weggehen, solange man nicht fertig ist. Bald, bald gehen wir, spiel noch ein Weilchen.«

Elly ging zögernden Schrittes in die Ecke.

KRAUS SITZT GANZ ALLEIN ZU HAUSE. Er sitzt auf dem niedrigen Fußschemel. Neben ihm auf der Diele liegen acht dicke, sauber gearbeitete Holzsohlen. Er macht Holzpantoffeln. Als Schustertisch benutzt er das alte Taburett. Auf einer Ecke desselben brennt in einer Untertasse eine armselige Fettfunzel. Das Licht ist so schwach, dass es kaum noch ein Licht zu nennen ist. Die Lederstücke vor ihm auf dem Hocker schimmern glänzend. Wenn er eine aus Eisendraht gebogene Pinne nehmen will, muss er schon sehr genau hinsehen. Aber Kraus arbeitet unverdrossen. Mit einigen sichern Hammerschlägen treibt er einen fingerlangen Nagel durch die Mitte der Holzsohle, um den oben und vorn gerundeten Leisten darauf zu befestigen. Der Leisten sitzt. Jetzt das Leder drüberziehen. Das muss auch verstanden werden! Wenn so ein Holzpantoffel fertig ist, ist nicht viel Leder dran, nur ein kleines gewölbtes Dächlein, das den Fuß kaum bis zur Hälfte bedeckt. Aber verteile das Leder mal so, dass auch für den nächsten noch ein passendes Stück herauszuschneiden ist. Er dreht und wendet das Leder, sieht sich an, was dann noch übrig bleiben wird. Ja, so muss es gut sein. Er nimmt ein längeres Stück Eisendraht, das von der Mitte der Holzsohle über die Spitze herum bis zur Hälfte der andern Seite reicht. Zuerst nagelt er den Draht und zusammen damit auch das Leder auf der Spitze der Holzsohle fest. Die langen Schenkel der Pinne, die wie ein umgestülptes U aussieht, müssen den Draht von

beiden Seiten umfassen, sonst wäre er ja nicht fest. Bei gutem Licht und mit guten Pinnen ist das nicht schwer zu machen, aber wenn man Hammer und Zange der Dunkelheit wegen verwechseln kann und die Pinnen aus altem verrostetem Draht gebogen sind, der jahrelang im Sieb einer Putzmühle gedient, dann ist die Sache nicht so einfach. Noch sind seine Augen nicht besonders ermüdet und es glückt. Die Pinne sitzt fest und bräunlicher Saft quillt aus dem angefeuchteten Leder. Kraus zieht das Leder stramm über den Leisten. Die freien Enden des Eisendrahts, die schräg nach beiden Seiten stehen, zittern leicht und die stumpfe Spitze des halbfertigen Pantoffels sieht aus wie ein Welskopf. Kraus beleckt sich unwillkürlich die Lippen; das war mal 'n schöner Wels, den er und Schwager Körber im Frühjahr während des Hochwassers im angeschwollenen Bach fingen. Viermal konnten zwei Familien davon zu Mittag essen. Es wurde ihm schon ganz zu fischig. Jetzt würde er sich so einen Fischbraten gefallen lassen. Ihn hungert. Zu Mittag hat er nur kalte Kartoffeln mit Salz gegessen. Emma bleibt heute wieder lange. Er verdenkt es ihr nicht. Sie muss dann arbeiten, wenn Arbeit zu finden ist. Jetzt gibt es für sie wieder alle Tage was, überall wird reingemacht, bis Weihnachten sind nur noch einige Wochen. Er hat bis jetzt keine Stelle finden können, nur solche zufällig Puckerarbeit: mal einige Dielen flicken, mal 'n Paar Pantoffeln machen. Schuster ist er nie gewesen, aber Holzpantoffeln machen, ist schließlich keine Hexerei und er hat es ja auch oft zugeesehen, wenn der Vater welche machte. Er zieht das Leder wieder straff und nagelt den Draht erst an der einen Seite fest und dann an der andern. Jetzt ist das Schwierigste getan, nur noch so fünf, sechs Pinnen in gleichmäßigen Abständen zwischen den Enden des Drahtes und der Spitze der Sohle eingeschlagen. Selbstverständlich sucht er immer nach den besseren Pinnen, die verbiegen nicht. Der eine Pantoffel ist fertig. Wenn er sich dranhält, kann er heute bis zum Schlafengehen noch fünf fertigkriegen. Dann hält er für morgen nur noch zwei. Das kann er vor dem Frühstück machen und dann neue Arbeit suchen. Mit dem zweiten geht es nicht so gut; die Pinnen werden immer schlechter und er kann den Fettdocht nicht oft genug putzen.

Endlich kommt die Frau mit dem Mädchen. Elly hatte den blauen Husten, wie Frau Emma sagte.

»Setz dich hier an den Herd, Kind, wärm dich gut durch.«

Kraus war verärgert; es klappte nicht. Die Pinnen verbogen, eine wie die andere. Er kam nicht mehr vorwärts mit seiner Arbeit. Noch hatte er zwei Pantoffeln zu benageln, fast der ganze Rest der Pinnen lag aber schon auf der Diele. Wenn eine verbog, riss er sie mit der Zange wieder heraus und warf sie wütend zur Seite.

»So ein Dreck!« brummte Jakob, als Frau Emma das Kind an den Herd gesetzt, Jacke und das Tuch abgelegt und zu ihm trat.

»Was hast du denn, Jakob?« fragte sie gutmütig. Zwar müde, war sie mit dem Ergebnis ihres Arbeitstages dennoch zufrieden. Sie war mit einer Arbeit fertig geworden, wozu manch eine stärkere Frau mindestens anderthalb Tage gebraucht hätte, und dann hatte die Wirtin ihr in einem Anflug von Gutmütigkeit, die zwar wohlverdient war, einen halben Laib Brot und einen alten Schinkenknochen mit ansehnlicher Schwartenspitze dran gegeben. Groß war die Spitze nicht, keine Rede davon, aber sie wusste: eine gute Suppe gibt es. Das wird dem Jakob schmecken! Der hat auch schon lange nichts Gescheites gegessen. Bevor sie ihren Plan, die Suppe heute noch zu kochen, erklären konnte, warf er den halbfertigen Pantoffel mit dem Leisten drin auf die Diele, dass es knallte.

Elly, die müde und schläfrig am Herd saß, zuckte zusammen. Sie war sofort ganz wach.

»Uns kann's wohl gut gehen? Wenn man so dumm ist!«

»Warum dumm?«

»Weil wir das Kind genommen haben, haben selbst nichts zu fressen ...«

»Das hättest du mir aber auch sagen können, wenn wir allein gewesen wären«, sagte Frau Emma vorwurfsvoll. Es tat ihr weh um das Kind, aber böse sein konnte sie ihrem Mann nicht; wie lange sucht der arme Kerl nun schon vergebens Arbeit! Man muss schließlich unzufrieden werden, den ganzen Tag bei Körper an der Hobelbank stehen, mit Säge und Krummmesser die Holzsohlen schnitzen, dann stundenlang wie ein alter Mann sitzen und das Leder drübernageln und bei all dem auch noch nichts Ordentliches zu essen.

»Hast auch nichts zu Mittag gegessen?«

»Kartoffeln mit Salz und Brot.«

»Ich hab was mitgebracht. In einer Stunde ist das Essen fertig.«

Das wirkte. Bald roch es in der Küche nach gekochtem Rauchfleisch.

Kraus hämmerte wieder und die Pinnen verbogen gar jetzt nicht mehr so oft. Frau Emma saß zusammengekauert vor dem Herd und heizte mit trockenem Reisig unter. Elly lehnte an ihre Knie und starrte in die Flammen. Ihre Wangen glühten, aber der Blick war umflort.

Krausens hatten beide großen Appetit, Elly dagegen aß mit langen Zähnen, es schmeckte ihr nicht; sie fühlte sich unwohl.

»Jetzt wird das Kind krank werden«, sagte Frau Emma und mit ihrer guten Stimmung war es vorbei.

Die Wintertage schleppten sich grau und eintönig dahin. Im Dorfe war jedoch von der gewöhnlichen Langeweile nichts zu spüren. Fast jeden Tag gab es aufwühlende Neuigkeiten. Die ehrwürdigen Leute des Dorfes, all diejenigen, die sich besser dünkten als die arme Dorfbewölkerung, die zeit ihres Lebens ums tägliche Brot kämpfen musste, hatten sich gründlich getäuscht. Es gab im Dorfe immer mehr Rote. Das Wort »Kulak« wurde immer häufiger ausgesprochen. Jeder, auf den es angewandt wurde, fühlte sich der behäbigen Ruhe beraubt und manch anderm, der wohl wusste, warum er dieses Wort fürchtet, ging es nicht besser. In den ersten Januartagen gab es neuen Gesprächsstoff ... Auf Versammlungen, die vom Revkom und vom Armenkomitee einberufen wurden und zu denen fast ausschließlich Leute kamen, die früher nie auf eine Gemeindeversammlung zu kommen gewagt, sprachen des Öftern zugereiste Männer in Lederjacken oder alten Militärmänteln. Hier wurde heiß gestritten, wurden vielversprechende Pläne beurteilt. Eine Kommune, eine landwirtschaftliche Kommune sollte organisiert werden. Die einen sprachen mit größter Begeisterung davon, die andern spuckten wütend aus, wenn sie das Wort hörten.

»Das ist wohl auch was für Christenmenschen, für Deutsche?!«

Die tollsten und unsinnigsten Gerüchte kursierten darüber im Dorfe. Frau Emma hatte davon schon mehr als genug. Sie musste es aber immer wieder hören, in jedem andern Hause dümmen und abscheulicher.

»Das ist vom Antichrist.«

»Da darf nur in einem Kessel gekocht werden und aus dem müssen alle essen.«

»Die werden alles zusammen haben; heute trägst du einen Rock, morgen trägt ihn eine andere, wenn er ihr gefällt.«

»Auch schlafen müssen alle zusammen, unter einer großen Decke. Hi-hi-hi! Dort wird es nicht mehr Frau und Mann geben; jeder geht, zu wem er will. Und die Kinder nimmt man den Eltern weg, die werden in einer großen Stube erzogen werden, wie die Kälber, und keiner wird wissen, wessen es sind.«

Von der Armenversammlung wurden die schrecklichsten Dinge erzählt und Frau Emma musste sich in den Häusern der Kulaken manche giftige Bemerkung gefallen lassen. Wenn die Hausfrau ihr solche Gräuelmärchen erzählte und die erwachsene Tochter dazu kam, schwieg sie verwirrt: die Kinder sollen es nicht hören. Als ob die Jugend nicht besser um diese Gerüchte wusste als die Alten.

Frau Emma hatte den größten Teil ihres Lebens in den Häusern der Reichen verbracht und wusste genug von dem mit Scheinheiligkeit übertünchten Familienleben in denselben. Deshalb empfand sie es als bitterste Kränkung für sich, wenn die Sittlichkeit der Armen von diesen Leuten bezweifelt, ja wenn ihnen sogar Sittenverderbnis vorgeworfen wurde.

Elly hatte sich heute einverstanden erklärt, allein zu Hause zu bleiben. Bei Körbers konnte Frau Emma das Kind auch nicht immer lassen; Elly vertrug sich nicht mit dem kleinen Jakob, sie hatte ihn schon einmal gewatscht und Frau Lieses Freundlichkeit für das Kind hatte nach diesem starken Abbruch erlitten. Kraus hatte heute früher nach Hause zu kommen versprochen. Er arbeitete an der Station, zeitweilig und nicht für Geld, sondern für einen Pay, wie die Leute es nannten, er bekam für seine Arbeit bestimmte Lebensmittel: etwas gelbe Hirsengrütze, Küchelgrütze, wie man sie hier zu bezeichnen pflegte und in der Kost als etwas Minderwertiges verachtete, Dörrfisch und vielleicht auch noch mal etwas Sonnenblumenöl. Das war immerhin besser, als Holzpantoffeln machen und dafür zu bekommen, was die Leute eben für genug erachteten. Viel war es ja nicht, was er brachte, aber sie kamen dabei besser aus. Sie war froh, dass das Kind heute nicht mit ihr war, das hätte die Hausfrau nur noch ärger verstimmt und auch sie selbst wurde so bei der Arbeit weniger gehindert. Noch vor Sonnenaufgang konnte sie Feierabend machen.

»Wenn du willst, kannst du morgen wieder kommen, bis Mittag gibt es noch manche Kleinigkeiten zu tun«, sagte die Wirtin, als Frau Emma sich zum Fortgehen anschickte.

»Nein, morgen kann ich nicht ...« Zu der wollte sie nicht mehr gehen; – Arbeit gibt es für mich auch anderswo – dachte sie.

Das ärmliche Licht der Fettfunzel konnte die Stube nicht erhellen, sie war in gespenstisches Halbdunkel gehüllt. Im Schornstein heulte der Wind. Kraus war doch nicht früher gekommen. Frau Emma saß am Bett des Kindes. Elly klagte nicht. Sie lag mit brennendem Gesicht und offenen Augen da. – Ob es nicht Typhus ist? – Auf dem Taburett neben Frau Emma stand eine Blechschüssel mit kaltem Wasser, in dem Schneestücke schwammen. Darin tauchte die Frau von Zeit zu Zeit ein zusammengefaltetes Taschentuch und legte es dem Mädchen auf die heiße Stirn. Mit der Zeit schlief das Kind ein. Frau Emma blieb sitzen und lauschte den hastigen Atemzügen der Kleinen. Ihr war das Herz schwer. – Wieder! –

Jetzt ist auch dieses Kind krank. Anderer Leute Kinder brauchen nicht bei Frost und nassem Wetter im Dorfe umhergeschleppt zu werden. Lieses Kinder haben es viel besser. Lene geht in die Schule und Jakob ist dick und fett wie ein Brustkind. Nur sie, Frau Kraus, hat keine Freude am Leben. Ei wenn Elly jetzt stirbt? –

Der Schmerz trieb ihr einen würgenden Klumpen in die Kehle, wo er stecken blieb. Weinen konnte sie nicht und das war noch schwerer.

Sie betete wortlos, aber inbrünstig, gerade, als ob sie einen halsstarrigen Menschen von ihrem offensichtlichen Recht überzeugen wollte.

Endlich kam Kraus. Unter dem Arm trug er ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket. Mit vielversprechender Miene begann er sofort es auszupacken.

»Schau, was ich gebracht hab.«

Sie wandte ihm ihr vergrämes Gesicht zu und sah ihn stumm an. Im Widerschein des flackernden gelblichen Lichtes kam ihm ihr Gesicht alt und grau vor. Er wartete schweigend darauf, dass ihre Züge sich freudig erhellten. Nein, sie wandte ihr Gesicht wieder ab und seufzte schwer. – Was hat sie nur? – fragte er sich verwundert. – Drei Fische und ein ganzes Pfund Hirse! Ist denn das nichts wert? – Das andere wollte er ihr nicht gleich sagen, wollte die erfreuliche Neuigkeit bis morgen früh aufsparen oder wenigstens bis zum Schlafengehen.

»Was?« fragte sie mit müder Stimme.

»Fische, drei Fische und Hirse, ein ganzes Pfund Hirse.«

Sie sagte nichts dazu, nahm dem Kind den warmen Lappen von der Stirn und stand auf.

»Die ist wohl krank?«

»Ja.« Jetzt fing sie an zu weinen. »Das Kind muss ja auch krank werden; jeden Tag nasse Füße und dann bis zum Abend sitzen und warten.«

Frau Emma weinte so selten, dass Kraus ganz fassungslos war, wenn es mal geschah. Ihm tat die Frau leid, nur heute konnte er ihren Schmerz nicht nachprüfen, ihn hatten Freude und neue Hoffnungen belebt. Und so unerwartet war er gekommen.

»Das hört sich jetzt bald auf, Emma.«

»Was hört sich bald auf? Wir wissen doch gar nicht, was dem Kind fehlt, müssten es zum Arzt bringen können ...«

»Nicht das Kind. Ich meine, dass du im Dorfe herumlaufen und den Dreck fremder Leute aufräumen musst.« Er nahm den Fußschemel und setzte sich rittlings darauf, ganz nahe ans Taburett, das sie an den Ofen gerückt hatte.

»Ich kann doch nicht zu Hause sitzen«, sagte sie gereizt.

»Wirst schon sehen. Ich begegnete heute dem Messerle.«

»Will er dich wieder nehmen?«

»Das hat er nicht gesagt.« Kraus kratzte sich am Nacken. »Was denkst du, Emma, der hat mir heute ein Pferd angeboten, das schwarze mit dem Bless auf der Nase. Ich ging gleich mit ihm und habe es mir noch einmal angesehen, ich kenne es ja auch schon lange. Ein gutes Pferd, wird nicht älter als zehn höchstens zwölf Jahre sein ...«

»Du warst schon hingegangen? Sprich doch keinen Unsinn, Jakob. Wir können wohl ein Pferd kaufen? Für was denn, wohl für Läuse?«

»Wart doch, Emma.« Kraus rückte seinen Sitz noch näher. »Er hat es mir gut angeboten, will es uns borgen ...«

»Borgen? Borgen macht Sorgen.«

»Ich soll es später mal bei ihm abarbeiten und zahlen kann ich ihn mit Getreide, bis zum Herbst will er warten ...«

»Wie kommt der dazu, dir ein Pferd anzubieten?«

»Na ja, einen Knecht kann er jetzt nicht mehr halten, nicht mal einen, sagt er. Er hat jetzt eine Erbschaftsschuld an seinen Schwager bezahlt und seinen Jungen abgeteilt, den Peter. Der wird in einigen Wochen heiraten ...«

»Der Peter! Der soll heiraten, der Rotzbengel?«

»Sag das nicht, Emma, der Junge wird bald achtzehn ...«

»Und jetzt im Winter heiraten?«

»Warum nicht? Früher war das ja nicht Mode, aber jetzt ist doch alles anders. Und sein Pferd ... Siehst du, wenn wir ein Pferd hätten, könnte ich im Frühjahr und im Sommer viel mehr verdienen und wir könnten auch etwas säen ...«

»Was hat der Pferdehandel mit Peters Heirat zu tun? Mir kommt das so ... so sonderbar vor ...«

»Na Emma, so beängstlich bist du sonst nicht. Siehst du, einen Knecht kann er nicht mehr halten, der Junge geht weg und selbst ist er ja nicht mehr so ganz jung. Es wird ihm allein einfach zu schwer sein. Zwei Pferde soll der Peter bekommen und dann behält er nur noch vier, wenn er mir den Schwarzen borgt ...«

»Aber borgen ...«

»Jetzt haben wir die Gelegenheit. Wer weiß, wie lange wir wieder darauf warten werden, wenn wir diese nicht ausnützen. Ich meine, wir müssten es wagen.«

Frau Emma wunderte sich über ihren Mann; so viel hatte der seit Monaten nicht geredet. Der war ganz verändert. Sie hätte gewiss auch nichts gegen ein eigenes Pferd einzuwenden, wenn es nur nicht so gewagt wäre. Elly schlief ruhig, sie stöhnte leise. – Wenn sie doch zum Arzt fahren könnten! –

»Ist das Kind wirklich so krank?« fragte Kraus.

»Ja. Wenn es nur nicht Typhus oder die Halskrankheit ...«

»Siehst du, wenn wir jetzt ein Pferd hätten, dann könnte ich auch zum Arzt fahren. Ein Pferd braucht man immer ...«

»Ich habe nichts gegen ein Pferd, aber das soll dann auch bezahlt werden. Und wie willst du es machen, wenn du es jetzt im Winter nimmst? Das bisschen Futter reicht für die Kuh, bis wir sie auf die Weide treiben können.«

»Messerle will mir auch Futter borgen.«

Frau Emma überlegte schweigend. Als sie Jakob noch etwas fragte, antwortete er nicht und begann bald zu schnarchen. Sie stützte sich auf einen Ellbogen und horchte. Ellys Atemzüge waren jetzt ruhiger. –

Vielleicht wird es nicht so schlimm, – tröstete Frau Emma sich und sank müde seufzend auf das Kissen.

Es war an einem schönen Wintertag, schon Ende Januar. Frau Emma arbeitete wieder bei fremden Leuten. Kraus war zu Hause geblieben. Die Arbeit an der Eisenbahnstation hatte er aufgegeben, wenigstens auf eine Woche. Heute hatte er viel zu tun. Es war ein ungewöhnlicher Tag; heute wollte er seinen Schwarzen von Messerle holen. Um das Pferd im Stall unterzubringen, musste er den Stall anders einrichten. Die Kuh musste sich einschränken. Die Hühnerstange kam in die dunkelste Ecke. Die Spreu hatte er hinausgetragen. Hinter dem Stall lag schon ein schöner Haufen duftendes, weiches Haferstroh und darunter weiße Spreu. Messerle hatte ihm das Futter mit seinem Gefährt herfahren lassen und ihm manchen guten Rat gegeben, wie er den Stall einrichten könne, damit der Schwarze nicht zu kurz komme. Messerle war selbst dagewesen. Am Abend vorher war er zufällig auf diesem Ende des Dorfes gewesen und hatte es nicht übers Herz bringen können, am Hause seines ehemaligen Oberknechts vorbeizugehen, und musste ihn besuchen, um die Sache endlich zum Abschluss zu bringen.

So zufrieden wie heute war Jakob seit Jahren nicht gewesen. –

Gleich wird er mit der Raufe fertig sein und dann kann er den Schwarzen holen. –

Heute kamen ihm alle Menschen besonders gut vor. Schwager Körber hatte ihm einige alte Bretter gegeben, um den Stand für den Schwarzen zu holen. Alles klappte wunderbar. Sogar eine alte Krippe, auf zwei Pferde berechnet, hatte sich beim Schwager gefunden. – Und Messerle erst! – »Kommst gleich am Morgen und holst dir das Futter«, sagt er, »und bis zum Abend hast du dein eigenes Pferd im Stall. Den Schuldzettel kannst du unterschreiben, wenn du den Schwarzen holst.« – Kraus hielt es so für richtig. – Gewiss doch hatte er's bei Messerle denn nicht verdient? Jahrelang gearbeitet, ohne auch nur einmal ernstlich ausgeschimpft zu werden. Und wenn es auch mal vorkam, dann wusste Messerle es immer so anzustellen, dass die andern Knechte es nicht hörten. –

Elly stand unweit der Stalltür und sah ihm zu. Es war wirklich nicht so schlimm geworden, wie Frau Emma befürchtet hatte. Nach zwei Tagen hatte sie sich wieder ganz wohlfühlt. Kraus war seit jenem Tag freundlicher zu ihr und heute hatte er sie sogar bei sich zu Hause behalten, als die Frau zur Arbeit ging.

Ellys Schuhe waren verbraucht. Neue hatten Krausens ihr nicht kaufen können, dafür aber hatte Kraus ihr ein Paar niedliche Holz-pantoffeln gemacht, die kleinsten, die er je gemacht hatte. Frau Emma hatte ihr knallrote Strümpfe gestrickt und nun leuchteten ihre Beine wie Storchbeine, wenn sie bei sonnenhellem Wetter auf der überschwemmten Wiese nach Fröschen jagen. Noch ging sie auf den Pantoffeln steif und ungeschickt, aber Kraus meinte, das lernt sie bald.

Er nahm den Strauchbesen und kehrte die Hackspäne zusammen. Der Stall war jetzt sauber, der Schwarze konnte Einzug halten.

»Elly«, sagte Kraus freundlich, fasste das Kind unter die Arme und hob es empor, »du bleibst jetzt ein Weilchen allein zu Hause und ich hole das Pferd, ein schönes großes Pferd. Verriegelst die Tür von innen und schaust zum Fenster hinaus, wenn ich komme.«

Elly tat, wie ihr gesagt worden. Sie stellte den Fußschemel ans Straßenfenster, kniete darauf, stützte die Ellbogen aufs Fensterbrett, hauchte gegen das dünnbeeiste Fensterglas und schaute durch das Gucklöchlein hinaus. Kraus rief Packan, der mit dem Schwanz wedelnd herangesprungen kam, und ging von ihm begleitet eiligen Schrittes ins Dorf.

Dem Kind dauerte es viel zu lang. – Warum bringt er das Pferd nicht? – Da hörte sie den Hund bellen. Packan machte große Sprünge und bellte laut und freudig. Und da trabte auch schon ein Reiter heran, direkt auf den Hof. Es war Kraus auf seinem Schwarzen. Den trockenen Weidenstamm, den er als Schlagbaum an seiner Hofeinfahrt benutzte, – es muss doch einen Schein haben! – hatte er vorbedacht zur Seite geschoben, als er wegging.

Elly eilte zur Tür, schob den Riegel schnell zurück, sah aber nur noch zwei Pferdebeine mit langen Haaren über den Hufen und den wedelnden Schweif in der Stalltür verschwinden. Sie wollte das schöne Pferd sehen. Kraus kam schon mit dem Spreukorb zur Tür heraus.

»Wart, Ella, wart, nicht beugehen, wart, bis ich komme.«

Das dauerte nicht lange. Er machte dem Schwarzen ein Spreumengel zurecht. Elly lugte schüchtern zur Tür hinein.

»Rum, Schwarzer, rum!« rief Kraus, wischte sich die Hände an den Hosen ab, streichelte dem Pferd den Hals und klatschte ihm mit der Rechten auf die Schenkel.

Elly wagte sich einige Schritte in den Stall.

»Willst mal reiten, Ella? Komm, hab nur nicht Angst, ich halt dich fest.«

Das Mädchen ließ sich aufs Pferd heben. Sehr weich war der Pferderücken nicht. Weil sie Angst hatte, hinunterzufallen, hielt sie sich mit beiden Händen am Kammhaar fest, so gut es in Handschuhen ging. Die Beine streckte sie nach vorn, um die neuen Pantoffeln nicht fallen zu lassen.

»Siehst, was für ein Pferd, was für ein schönes Pferd.«

Der Schwarze schaute sich um und roch mit seiner spreuigen Nase an ihrem Knie. Kraus hielt sie mit der rechten Hand am Mäntelchen fest und fuhr dem Schwarzen mit der linken liebkosend über die Nase.

»Gelt, das ist schön?«

Elly lächelte verlegen, sie fürchtete sich.

»Ich will hinunter.«

Da hob er sie herunter und trug sie bis in die Stube.

Als Frau Emma kam, lief das Mädchen ihr aufgeregt entgegen:

»Mama!« rief sie, indem sie die Knie der Frau umfasste, »wir haben ein Pferd. Ich hab auch schon daraufgessen. Das ist hoch!«

Kraus lachte über das ganze Gesicht.

»Wird schon alles werden, Emma«, sagte er, als sie beim Abendbrot saßen, »Schwager Körber hat einen alten Lastschlitten und den will er mir leihen, wenn ich ihn mir zurechtbastle. Dann kann ich fuhrwerken und du sollst sehen, dass wir es zu was bringen.«

BIS HIER WAR KEMPEL auf einem Wolgadampfer im überfüllten Abteil II. Klasse gefahren. Froh, dem Heimatdorf so nahe und endlich aus dem stinkenden Gedränge herausgekommen zu sein, ging er mit langen Schritten, wie ein Landmesser, davon. Er ging barfuß; die guten Soldatenstiefel hatte er in den Rucksack gepackt, um sie zu schonen. Zu Hause würden diese Stiefel noch jahrelang halten und neue konnte er sich sobald gewiss nicht wieder kaufen. Er hat den Gürtel abgeschnallt und den Kragen seiner Bluse aufgeknöpft. Ein frischer Luftzug von der Wolga her kühlte seine breite Brust. Das tat wohl, denn die Nacht war schwül, nur jetzt vor dem Sonnenaufgang war es etwas kühler geworden. Er eilte. Seit Jahr und Tag war er nun schon

nicht in seinem Dorfe, nicht bei Frau und Kind gewesen. Wer weiß, wie es dort aussieht? – Die letzten Briefe, die er vor vielen Monaten von der Frau zugeschickt bekommen, – geschrieben hatte sie ein anderer, weil sie selbst weder schreiben noch lesen konnte, – enthielten beunruhigende Nachrichten. Wieder eine Missernte, wie im vorigen Jahr ...

Die dreißig Kilometer, die er zurückzulegen hatte, schreckten ihn nicht; nach den zahllosen langen Märschen, die er während des imperialistischen und nun während des Bürgerkrieges mitgemacht, war er ein guter Fußgänger. Trotzdem ging es ihm zu langsam; die Unruhe trieb: – schnell nach Hause! – An der Schiffsanlegestelle hatte er keine Fuhren vorgefunden, mit denen er gelegentlich hätte mitfahren können, und eine Fuhre zu mieten, dazu hatte er kein Geld. Also zu Fuß: langsam, aber sicher.

Eine halbe Stunde lang führt ihn sein Weg auf dem hohen Ufer neben dem Fluss stromabwärts. Auf der ersten Anhöhe angelangt, bleibt er stehen, wischt sich mit dem Blusenärmel den Schweiß von der Stirn und schaut sich um. Die Schiffsanlegestelle und das kleine Wolgadorf waren hinter dem hohen Uferabhang nicht zu sehen. Tief unten lag der gewundene, breite stahlgraue Streifen der Wolga. Blutrot stieg die Sonne über den Horizont empor und das Stahlgrau des Wassers nahm eine rötliche Färbung an. Bei klarem Wetter hätte er das gegenüberliegende linke Wolgaufer, die Wiesenseite, weit überblicken können, aber jetzt hängt die Luft voller milchigtrübem Dunst, durch den nur der Waldstreifen nahe am Wasser und dahinter einige Dörfer mit ihren spitzen Kirchtürmen zu sehen waren. Weiter war alles verschwommen.

Der Weg war steinig. Ihm schmerzten schon die Fußsohlen, aber er munterte sich selbst auf: am Fuß der nächsten Anhöhe musste er rechts abbiegen und dann führte der Weg durch die bewaldete Schlucht hinauf den Eichenwald, auf dem Rücken der Anhöhe und dahinter folgte freies, leicht gewelltes Land. Dort war der Weg nicht so hart, mochte der Staub auch tiefer sein.

Ein Schreckgespenst treibt ihn unentwegt zur Eile: Hunger! Das hat er noch nie erlebt. Vollauf haben sie nie gehabt, immer hatte sein Brotkorb mit dem kargen Bissen so hoch gehangen, dass er ihn trotz seines ungewöhnlichen Wuchses nur mit Mühe erreichen konnte,

wie's sich aber lebt, wenn gar nichts mehr da ist, das konnte er sich einfach nicht vorstellen. – Nichts zu essen? – Die Reisegefährten auf dem Schiff hatten ihm schreckliche Geschichten erzählt. Viele sind totgehungert. Einige sind wahnsinnig geworden, haben ihre Kinder geschlachtet. Die Menschen essen verschiedene Wurzeln, Gras, Baumrinde. Wenn jemand etwas Ölkuchen erstehen konnte, schätzte er sich glücklich. Aber die kamen jetzt unerhört teuer: für einige Hände voll, wenn auch fast zu Staub feingerieben, gaben die Menschen ihre letzten Kleider her. – Was würden die Frau und Heinrich da machen? Denen möchte es schlecht genug gehen. – Noch war er keinem Bekannten aus seinem oder einem Nachbardorf begegnet, der ihm hätte Auskunft geben können. – Nur gut, dass er jetzt wieder da war; er wird schon Rat schaffen. –

Bergab ging es schneller. Jetzt war er in der Schlucht, im Schatten der dichtbelaubten Bäume. Plötzlich blieb er stehen, als ob er etwas Wichtiges vergessen hätte; was er zu essen bei sich hatte, musste er nach Hause bringen. Unbedingt! Er biegt vom Wege ab. Wie wohl der taufeuchte Waldrasen seinen brennenden Füßen tat. Beim ersten Baum nahm er den Rucksack ab, lehnte ihn gegen den Stamm, kniete nieder und öffnete ihn. Ganz oben lagen die fast neuen Stiefel mit dicken Sohlen. Er betrachtete sie mit wohlfalligen Blicken: – Solche sind hier gewiss nicht zu finden und wenn alle Stricke reißen, kann man sie gut verhandeln. – Jetzt fiel ihm was ein. Hastig erhob er sich, hing den Rucksack über den Arm, nahm seine Stiefel und ging tiefer in das Dickicht, die Grabensenkung hinab. Da unten mussten Quellen sein; er kannte die Gegend. Stellenweise war der Grabenabhang ziemlich steil und er musste sich mit der freien Hand an den Sträuchern festhalten, um in der mit feinem Steingeröll vermischten lockern Walderde nicht den Halt zu verlieren.

Noch recken die Espen vom Grabenboden ihre schlanken Stämme empor, näher zum Licht. Hier war es still, weltabgeschlossen und verlassen. Tief unter rostbraunen Blättern vergraben, die der Herbst hier im Laufe der Jahre hoch aufgeschichtet, rieselt ganz unten zwischen den Wurzeln der Bäume sich windend ein winziges Bächlein. Weiter hinauf zum Grabenanfang fand er an der Biegung eine Quelle. Im kleinen Becken, das der sprudelnde Quell geduldig im lehmigen mit Kies und Steinchen vermischten Boden ausgespült, war das Wasser

knietief und durchsichtig hell. Er trank mit langen Zügen. Dann machte er sich wieder mit seinem Rucksack zu schaffen. Er nahm alles heraus, was drinnen war, für einen Mann wie Kempel ist es ein kleiner Reichtum: zwei grüne Soldatenhosen, eine warme für den Winter und eine dünne für den Sommer, ein wenig gebrauchtes und noch ein verwaschenes, an vielen Stellen geflicktes Hemd. An Kleider hatte er gedacht, auf der Reise wenig gegessen und seine Brotrationen für Kleider vertauscht. Für ein Paar Schuhe und seine geringen Geldersparnisse hatte er die Stiefel erworben. Jetzt, da die Reise bald zu Ende, waren seine Taschen gerade so leer wie sein Magen. – Essen! Nein, das durfte er sich nicht erlauben. Wer weiß, wie lange die beiden zu Hause schon nichts gegessen hatten? – Vom Boden des Rucksacks holt er jetzt das Teuerste hervor: einen im schmutzigen Handtuch eingewickelten halben Laib Schwarzbrot und ein handlanges Stück billige Wurst. Er hielt sie sich vor die Nase: – besonders frisch war sie nicht mehr, aber essen konnte man sie noch. – Zuletzt fand er in der Ecke drei vom langen Herumtragen schwarz gewordene Stücke Zucker. Für einen gesunden und hungrigen Menschen hätte alles zusammen gerade zu einem kräftigen Imbiss gelangt. Aber er nahm nichts davon, neigte sich noch einmal über die Quelle, streicht dann mit dem Handrücken die langen Schnurrbartenden zur Seite und lächelt: – würde Heinrich sich zu dem Zucker freuen; Zucker war jetzt eine Seltenheit! – Er breitet das Handtuch auf dem Grase aus, legt frische Blätter drauf, damit ihm die Wurst in dieser Verpackung nicht verderbe, wickelte wieder alles ein und steckte es in den Sack. – Da, jetzt vertrocknet das Brot nicht und die Wurst wird nicht stinkig. Dann wäscht er sich Gesicht und Hände und stellt zuletzt die Füße ins Wasser. Das Bad vertreibt die Müdigkeit. Nach dieser kurzen Rast machte er sich wieder auf den Weg. Im Gebüsch fand er einige reife Brombeeren, die ihm das Frühstück ersetzen.

Aus dem kühlen Schatten des Waldes getreten, merkte er erst, wie die Sonne brannte.

Von Südost weht ein heißer Wind, der ihn an die stickige Luft in einem mit Menschen überfüllten Viehwagen erinnerte, in dessen Mitte zudem noch ein überhitzter Blechofen stand. Es atmete sich schwer, in den Schläfen pochte das Blut heftig. Schlaff und staubig schaukelten im Wind die verkümmerten Grashalme neben dem Weg.

Über dem Horizont flimmert die erhitzte Luft und ein alleinstehender Baum, kaum einen Kilometer vom Wege entfernt, verschwamm gespenstisch.

Kempel blieb stehen und drehte sich gegen den Wind. Ja, Höhenrauch! Wenn das schon lange so geht und noch ohne Regen, dann kann es keine Frucht geben. – Ein Blick auf die ersten Getreidefelder, die er erreicht, genügt, um ihn, den leidenschaftlichen Bauer, von der trostlosen Lage in dieser Gegend zu überzeugen. – Das ist doch nicht Getreide zu nennen! Nur hohen Wermut – und Distelstauden, dicht, wie's Haar aufm Hund. – Der Weizen stand kaum handhoch und schon gelb. Den verschmachtenden Pflanzen hat die Kraft nicht mehr gereicht, die Ähren ganz aus der Blätterhülle zu treiben, hilflos, wie blutarme, dahinsiechende und bis an die Ohren eingewickelte Kinder stecken sie die Köpfe aus der gelben Schale hervor. Kempel zerrieb eine Ähre auf der Handfläche und blies die Spreu fort. Damit hätte er alles fortgeblasen. Er versuchte es noch einmal. Diese Ähre war stärker; drei Körnchen blieben auf der Handfläche liegen, winzige, zusammengeschrumpfte Körnchen. Er schaute finstern Blicks ins Weite; von diesen Feldern war nichts zu erhoffen. Stellenweise waren sie ganz kahl, schwarz ausgebrannt.

Kempel nahm die Mütze vom Kopf. Schwere Schweißtropfen rinnen ihm von Stirn und Schläfe über die stoppligen Wangen und in den langen Schnurrbart. Er fühlte sich plötzlich müde und abgespannt, wie vor Jahren im Spätsommer beim Abschluss der Erntearbeiten.

Eine Staubwolke wie einen langen, vom Winde getragenen Rauchsweif nach sich ziehend, kam ihm ein armseliges Gefährt entgegen. Eine abgemagerte rotscheckige Kuh zog einen verfahrenen kleinen Wagen. Neben dem sonderbaren Gespann ging eine schwankende Frauengestalt. Als sie näher kam, erschrak Kempel. Die Füße der Frau waren an den Knöcheln dick geschwollen. Langsam und steif bewegte sie sich unsicher vorwärts. Ihre Kleider waren nur noch Lumpen. Sie sah ihn aus glasig glänzenden Augen mit leerem Blick an und wankte stumm vorüber. Im Wagenkasten schlief auf einem Häuflein Stroh und schmutziger Lumpen ein etwa dreijähriges Kind.

Kempel war wie gelähmt. Mit Schaudern dachte er an seine Frau und seinen Sohn: ob die auch so aussahen, ob sie überhaupt noch am Leben waren? –

Ehe er sich noch gefasst hatte, um ein Wort zu sagen, schlug die Frau die Kuh mit der trockenen Gerte, und eiliger schleppte sich das in seiner Armut schreckliche Gespann auf dem staubigen Wege dahin, ins Ungewisse.

Schon wollte Kempel der Frau nachrufen und fragen, ob sie ihm von seinen Angehörigen nichts sagen könnte, doch brachte er keinen Ton hervor. Nein, nein, besser nicht, lieber fort, schnell fort von diesem Elend. Jetzt zweifelte er nicht mehr an der Wahrhaftigkeit dessen, was die Leute auf dem Schiff ihm von der Lage in den Wolgadörfern erzählt hatten. Sein Durst wurde fast unerträglich. Aber hier auf dem Rücken der langgestreckten Hügelwelle, der letzten vor seinem Dorfe, gab es kein Wasser. Mit dem Trinken hieß es jetzt warten. Jedoch nicht der Durst allein war es, was ihn vorwärtstrieb, sondern vielmehr die beklemmende Angst um seine Familie. Die Jammergestalt der verhungerten Frau und ihr elendes Gefährt schwebten ihm immer noch vor Augen. Der Weg talwärts musste ihn an einem Eichenwäldchen vorbeiführen, und er freute sich auf die Kühlung. Als er näher kam, sah er, dass es nur noch ein Gestrüpp war; wahrscheinlich hatten die Leute im letzten Winter alles ausgehackt, um sich das nötige Holz zu beschaffen. Die wenigen Büsche waren kahl, wie im Herbst; nur zerzauste, verwelkte Blätter an den Zweigen. Gewiss ist das Vieh darangewesen, sagte er sich, konnte aber die aufdringliche Vorstellung nicht loswerden, dass hungrige Kinder an den Büschen stehen und das Laub wie Ziegen davon abgrasen.

Vor ihm in der Talsenkung lag das Heimatdorf. Äußerlich hatte es sich, von hier gesehen, wenig verändert: in der Mitte des Dorfes derselbe weiß gestrichene Holzturm der Kirche und um ihn herum die Menge der größeren und nach den Enden hin kleineren Häuser. Es war jetzt so um die Mittagszeit und viele Schornsteine rauchten.

Nicht weit hinter dem Eichengestrüpp sah Kempel, was ihn im ersten Augenblick staunen machte – ein großes, mit reifenden Früchten dicht übersätes Arbusenfeld. – Richtig, beschämte er sich selbst – Arbusen brauchen wenig Regen. Ein Glück, dass die Leute das wenigstens haben. Dann ist ja alles nicht so schlimm. Wessen Felder mögen es sein? Wahrscheinlich haben die meisten ein Stückchen. – Überall standen die kleinen Strohhütten der Wächter, doch nirgends war einer von ihnen zu sehen, den er um eine reife Arbuse hätte bitten

können. – Wahrscheinlich schlafen sie während der größten Mittags- hitze; hier auf diesem Feldweg kommt ja auch selten ein Mensch vor- bei. – Der Durst quälte immer ärger. – Ach was, wenn ein dursten- der Wanderer eine Arbuse pflückt, das ist noch lange nicht gestohlen, zumal noch, wenn dieser Wanderer ein heimkehrender Soldat ist. – Reife kann es bei dieser Hitze schon geben. Er hatte nämlich eine reife gefunden, setzte sich am Wege auf die Erde, schnitt mit seinem Ta- schenmesser eine breite Schnitte davon ab und verzehrte sie gierig; solche Arbuse hatte er seit Jahren nicht gegessen.

Für seinen Appetit hätte die Arbuse doppelt so groß sein können. Kempel warf einen Blick des Bedauerns auf das Häuflein rein ausge- nagte Schalen, auf dem sich jetzt Fliegen sammelten, erhob sich und ging frohen Mutes auf das Dorf zu.

Der Anblick der verwahrlosten Nebenstraße, durch die er gehen musste, um zu seiner Hütte zu gelangen, ließ seine Hoffnungen, es doch noch besser anzutreffen, als eigentlich zu erwarten war, sehr bald sinken. Auf der ganzen Straße, von einer Häuserreihe bis zur andern, wucherte hohes Unkraut, wie auf den Äckern im Feld: Wer- mut, Besenkrout und Schweinestur. Mitten auf der Straße, die frü- her doch jeden Sonnabend ebenso wie die Hauptstraße des Dorfes gekehrt wurde, führte ein schmaler Weg durch das Unkrautdickicht, und neben den Häusern hatten Menschen einen schmalen Pfad getre- ten, gerade wie die Viehherden ihn im Herbst an den Grabenabhän- gen austreten, durch die sie auf die Weide gehen. Solche Straßen hatte er während des imperialistischen Krieges schon gesehen, aber nur in zerschossenen, von den Einwohnern verlassenen polnischen Dör- fern. Nirgends ein Mensch zu sehen, wie wenn das Dorf ausgestorben wäre. Eine Katze schlich über den Weg, verschwand aber schleunigst im Unkraut, sobald sie seiner ansichtig geworden. Faul und regungs- los lag hier und da ein magerer Hund vor dem Hoftor.

Seinen eigenen Hof, wenn sein kleines Anwesen jemals so zu nen- nen war, hätte er bald nicht wiedererkannt. Der Zaun, zu dem er die Baumstämme auf dem eigenen Buckel aus dem Wald geschleppt hatte, war fort. Wie der Totenschädel eines längst verendeten Pferdes sah die Hütte ihn aus glas- und rahmenlosen Fensterhöhlen an. Der Fußsteg von der ehemaligen Hofeinfahrt zur Tür, von der auf unerklärliche Weise das Gerüst heil geblieben war, war im Unkraut kaum noch zu

sehen. Drinnen sah es noch schlimmer aus. Im winzigen Vorraum fehlten die Eisenringe auf dem eingefallenen Herd und im einzigen Stübchen war der flache gusseiserne Kessel aus dem Ofen gebrochen. Kempel war von Natur kein Kopfhänger, aber das war ihm doch zu viel. Erschöpft und von einem niederdrückenden Gefühl der Verlassenheit befallen, setzte er sich auf die Schwelle. Hilda, seine Frau, und der Junge wohnten hier gewiss schon lange nicht; die musste er wohl im Dorfe suchen. Wenn sie nur noch da waren. – Noch nie in seinem Leben war er sich so verstoßen vorgekommen. – Das also war für ihn das Resultat all der langen Kriegsjahre? – Er stieß einen wütenden Fluch aus und biss die Zähne zusammen. – Nein, so schnell kriegt ihr den Kempel nicht klein, ihr Sakramenter! – Er wusste selbst nicht, gegen wen diese in Gedanken ausgestoßene trotzig Drohung gerichtet war. Vielleicht gegen all diejenigen, die besser davongekommen waren? Er legte den Rucksack ab und holte die kurze Pfeife aus der Tasche hervor. Der Tabaksbeutel war ihm abhandengekommen und deshalb trug er den Tabak einfach in der Hosentasche. Er fand wenig darin, der kleine Pfeifenkopf wurde kaum halb voll. Das Zeug stank mörderisch, wahrscheinlich hatte er einige Brotkrumen und Baumwollfasern vom Taschenfutter mit hineinbekommen. Aber er qualmte drauflos, spuckte wütend aus und fühlte sich in der zerfallenen Hütte bald heimisch.

Lange konnte er hier nicht sitzen bleiben; er musste die Frau und den Jungen suchen. Er hängte sich den Rucksack über die Schulter und ging los. – Nachbar Später wird schon wissen, wo die beiden zu finden sind. Ja, – sagte er sich verstimmt, als er Späters Hof jetzt aus der Nähe sah, – der Mann hat sich gemacht. Ist doch ein tüchtiger Wirt, der Später, – fügte er halb neidisch, halb anerkennend in Gedanken hinzu. Ringsherum ein hoher Bretterzaun und oben in der Mitte des Tores prangte auf schwarzen Blechtäfelchen in weißen gotischen Lettern »Johannes Später« und darunter die Jahreszahl 1920. Im vorigen Jahr war's hier demnach noch besser. Heute geht's ihm womöglich auch schlecht. Mal sehen. – In den Hof konnte er des hohen, dichten Zaunes wegen nicht schauen. Er rüttelte am verschlossenen Türchen. Auf dem Hofe bellte wütend ein Köter. Das war was Neues; – früher hielt Später nie einen Hund. »Die fressen mir zu viel«, sagte er stets, wenn zufällig mal die Rede davon war. Und jetzt,

wo die Menschen nichts zu beißen und zu brechen hatten, hielt er einen? –

»Wer ist da?« fragte Später nach geraumer Zeit mit unzufriedener Stimme.

»Ich bin's, mach nur mal auf, Nachbar.«

Das Türchen wurde geöffnet. Vor ihm stand Später selbst, stark gealtert, sah sonst aber nicht schlecht aus. Er schien Kempel nicht sofort zu erkennen, machte jedoch ein leidendes Gesicht und drückte die Hand gegen die linke Seite des Unterleibes.

»Guten Tag, Nachbar!« Kempel trat auf den Hof.

»Ach, du lieber, treuer Heiland Friedrich, na, man meint ja ...«

Später war so erschrocken, dass er den Gruß des Heimkehrenden überhörte. »Wo kommst du her? Wir meinten schon, du seist lange tot, hast so lange keine Nachricht geschickt ...«

»Nein, Nachbar, noch leb ich und jetzt soll das Leben erst mal richtig anfangen.« Kempel ärgerte und wunderte sich gleichzeitig darüber, dass Später ihn nicht ins Haus zu kommen einlud. – Warum tut der nur so fremd?

Später sah Kempel verdutzt an; er verstand nicht, was der meinte. Kempel hätte es selbst nicht zu erklären vermocht. Aber er musste etwas sagen, dass gegen Späters Jammergesicht, gegen den guten Hof und gegen seine eigene schlechte Stimmung gerichtet war.

»Es lebt sich schwer, Friedrich«, sagte Später, »sehr schwer.«

»Wo ist meine Frau und mein Junge?«

»Deine Frau und der Heinrich ... Ja, soviel ich weiß, arbeitete sie im Frühjahr bei März. Ob sie noch dort ist, kann ich nicht sagen, ich bin doch ein geplagter Mann und dann hat der Herr uns alle auch so schwer gestraft ... ich komme wenig unter die Leute ... wir hungern, und ich bin dazu noch ein kranker Mann; weißt noch, mit meinem Bruch ... werde mit der Wirtschaft nicht mehr fertig. Bloß ein Mädchen, das ist doch nichts in der Wirtschaft und ich kann nicht mehr so richtig beigreifen.«

»Gehst du!« herrschte er den knurrenden Hund an. »Bei uns wird jetzt so viel gestohlen, dass ich mir das Tier lieber schon halte«, wandte er sich wie entschuldigend an Kempel. »Man möcht's gar nicht glauben, wie die Menschen geworden sind; nichts darf man liegen lassen, gleich ist es fort. Sogar am Tag wird gestohlen.«

Kempel sah sich den Hof an. Von besonderer Not war da nicht viel zu merken. Deshalb reizten Späters verschwommene Klagereden ihn noch viel mehr.

»Haben meine nicht arg gehungert?«

»Ach, Friedrich, 's geht uns allen so schlecht, dass man nicht mehr Lust hat, nach den andern zu fragen ... Gut wird es ihnen ja nicht gerade ergangen sein ...«

Kempel zitterte vor Wut; – nichts aus dem Menschen herauszubringen! Und das ist der unternehmende Später, der sich hinaufgeschafft hat, dessen Wirtschaft jetzt besser aussieht als während des Krieges. Der weiß gewiss mehr, als er sagen will. Vielleicht hat er Mitleid und sagt mir die Wahrheit absichtlich nicht. –

»Also nicht gut? ... Na, dann geh ich.«

Er machte die Tür der Pforte hinter sich zu, gerade rechtzeitig, sonst wäre der Hund ihm doch an die Beine gefallen.

AM ENDE DES DORFES, dort, wo die Kulaken und wohlhabenden Bauern im Graben ihre Obstgärten hatten, wurde schon jahrelang trockener Mist und verschiedener Unrat von den Höfen abgeladen. Auf dieser Schuttstelle wucherte hohes Unkraut. – Hier wachsen unbedingt auch Nachtschatten. – So dachten die zwei Jungen, die eifrig suchten. Der größte von ihnen konnte dreizehn Jahre alt sein, der andere war um einige Jahre jünger. Sie schlichen gebückt durch das Gestrüpp. Die Erfahrungen dieses Sommers hatten sie über ihr Alter vorsichtig gemacht. Sie wussten, laut und auffällig dürften sie sich nicht benehmen. Wenn man was Essbares findet, muss man so tun, als hätte man gar nichts; die Leute waren jetzt wie die Wölfe. Der Hunger hatte sie verrückt gemacht und der Schwächere konnte stets darauf gefasst sein, dass der Stärkere es ihm wegnahm, wenn er etwas gefunden, das jetzt als Nahrung galt.

»Christian, wo bist du?« fragte der Kleinere gedämpft. Er konnte seinen Kameraden im Gestrüpp nicht sehen.

»Hier, Heinrich, hier« antwortete der andere einige Schritte von ihm entfernt. »Komm her, hier sind welche.«

Das war ein guter Fund; zwei Nachtschattenstauden und beide unversehr, ganz voll reifer, dunkelblauer Beeren, wie mit billiger Tinte gefärbt.

Heinrich kauert neben der größten Staude hin. Wie viel! sagt sein begeisterter Blick zu Christian. Hier war noch niemand, sonst würden die Beeren nicht mehr hängen und die Stauden nicht so frisch dastehen. Mit zitternden Händen pflückten beide die kleinen weichen Kügelchen. Schon waren einige Minuten verstrichen, aber in dem Blechschüsselchen, das Heinrich neben sich hingestellt, liegt noch nicht eine einzige Beere.

»Jetzt wollen wir nicht mehr essen«, flüsterte Christian, »damit deine Mama auch etwas bekommt.«

»Nein, nicht mehr« antwortete Heinrich, führte die Hand aber immer wieder an den Mund. Auch Christians Lippen waren schon blau gefärbt und an den Fingern klebten gelbliche Samenkörnchen aus den reifen Beeren, die er in der Hast zerdrückt hatte. Jeder der Jungen sah den andern essen und fühlte sich deshalb berechtigt, dasselbe zu tun. Und beide sagten sie sich bei jeder Beere: – Dies ist die letzte! Die Mutter soll auch welche davon haben, die ist schon ganz krank. –

Wieder sahen die beiden sich an. Der herbe Saft der Beeren hat sie erquickt.

»Gelt, Christian, jetzt ist's genug. Wollen jetzt ins Schüsselchen pflücken; Mama wird schon sehr warten, wir haben ja auch lange gesucht.«

»Ja, wir dürfen nicht mehr essen.«

Die Blechschüssel war bald zur Hälfte gefüllt. – Ja, wenn sie jeden Tag solche Stauden fänden. 's müsste noch viel mehr Nachtschatten geben, überall müssten sie wachsen, und es müsste von Rechts wegen verboten sein, sie beim Jäten der Kartoffelfelder auszureißen oder abzustechen. Und wenn die Beeren nicht so verdammt klein, sondern so groß wären wie die Kartoffeln, dann hätten sie jetzt einen Vorrat, der auf eine Woche langen würde ... –

Die Staude konnte nun als abgelesen gelten. Was sie jetzt noch fanden, konnten sie mit gutem Gewissen verspeisen. Sie suchten noch ein Weilchen in dem mastigen Blätterwerk. Heinrich fand nichts mehr. Christian war glücklicher; unten am Stamm, von einem vergilbten Blatt verdeckt, hing noch ein Bündelchen besonders überreifer Beeren. Heinrich sieht ihn neidisch und bittend an. Christian verstand ihn ohne Worte und teilte brüderlich: drei Beeren für ihn, drei für Heinrich. Und sie schmeckten ihnen gut, weit besser als all die vo-

rigen, weil der Hunger nach diesem Vogelfrühstück nicht so quälend war und ihnen die Lage nicht mehr so furchtbar trostlos erschien. Christian wurde sogar unternehmungslustig.

»Heinrich«, sagte er in wichtigem Ton, »versteck das Schlüsselchen unter deinem Hemd und geh nicht durch die Große Straße nach Hause, sondern durch die Obergass. Da in der Großen Straße können die Eierfresser dich fangen und dann nehmen sie dir alles fort.«

Mit dieser Vorsicht hatte es seine Bewandtnis. Als Christian und Heinrich im Frühjahr auf der Suche nach etwas Essbarem mal zusammen über die Felder streiften und gegen Abend schon müde und enttäuscht nach Hause trotteten, fanden sie neben dem Apfelgraben auf einem kleinen Landstück, das schon einige Jahre brach lag, ganz unerwartet ein Wildentennest mit acht frischen Eiern. Das war ein wahnsinniges Glück. Aber sie hatten sich zu früh gefreut. Als sie ihre Beute mit schauererregender Andacht in den Mützen vor sich hertrugen, um ja nur kein Ei zu zerschlagen, stießen sie auf der Großen Straße auf eine Gruppe anderer Jungen ihres Alters. Sofort entbrannte ein erbitterter Kampf um den Fund. Beide, Christian und Heinrich, setzten sich verzweifelt zur Wehr, sie kratzten und bissen, aber die Enteneier wurden in ihren Mützen zerdrückt. Seit der Zeit nannten sie die Bande nur noch die Eierfresser und waren vorsichtig, wenn's etwas Essbares nach Hause zu tragen galt.

»Gehst besser durch die Obergass«, rief Christian noch einmal, »dann durch das Mittelgässchen, an der Ecke bei Fechs herum und du bist gleich bei Bartulis. Ich geh noch mal in den Graben, Sauerampfer suchen. Vielleicht find ich was. Das wäre gut; die Beeren, das ist doch nur für jeden ein Maul voll.«

Heinrich war das alles sehr klar, nur in einem Punkt hatte er Bedenken.

»In den Graben willst du gehen? Gehst aber noch nicht in die Apfelgärten?«

»Na, meinst wohl, ich wär dumm?«

»Nein, aber ...«

Heinrich war es einleuchtend, dass Christian nicht so dumm ist, in die Obstgärten zu gehen, denn dort kann man leicht eine Ladung Salz oder Erbsen auf den Pelz bekommen. Da wurde strenge Wache gehalten und wenn im ganzen Garten auch weiter nichts zu finden war als

einige vertrocknete Hutzeln in den höchsten Zweigen der Bäume. Er zog los.

»Aber nicht essen, Heinrich?« ruft Christian ihm nach.

»Nein, nein!«

Dann konnten sie einander nicht mehr sehen, weil Christian schon im Graben verschwunden war.

Christian bog rechts ab. Der Graben wurde immer flacher und führte ihn bald ins Freie hinaus, wo die Arbusenfelder lagen. Sauerampfer fand er nicht. – Die Beeren! – sagte er sich missmutig, da pickt man und pickt, wie die Hühner und es ist doch nichts: zum bei sich halten zu viel und die Hosen herunterzulassen zu wenig! – Ihn hungerte.

Wie ein Jagdhund, wenn er den Wachteln nachspürt, spähte er unter jedes grüne Grasbüschel. Nichts zu finden. Und jetzt war der Graben zu Ende. Er konnte die Arbusenfelder am Abhang der Bodenwelle überblicken und sah sehnsüchtig hinüber. – Dort, nicht weit vom Weg, das war das Wächterhäuschen auf Stiers Arbusenfeld. Wenn der Hannes wacht, der würde mir gewiss eine Arbusen geben. – So verlockend leuchteten die mattweißen Früchte aus der Ferne. Noch nie in seinem Leben hatte er solchen unbändigen Hunger nach Arbusen. Die Zunge klebt ihm am Gaumen. – Ach, würde das jetzt gut schmecken! So süß, und frisch, und kühl! Die liegen auf der Erde und ziehen die Frische an. – Er fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. – 's braucht auch keine große zu sein. Nein, eine von den kleinen, die man nach Hause fährt, um die Kühe und Schweine zu füttern. Ich werde den Hannes um eine kleine bitten. Die Leute wissen gar nicht, wie gut die ganz kleinen Arbusen, die kaum faustgroßen schmecken, wie Apfelsinen. – So hat der Vater mal gesagt, als er noch lebte. Apfelsinen hatte Christian nie gesehen, aber der Vater hatte als Soldat an der türkischen Front mal welche gegessen. – Sehen aus wie die Zitronen, nur runder und roter und schmecken so gut, dass man's gar nicht sagen kann. Wie? Wahrscheinlich noch besser als weißer Kuchen. – Wie der schmeckte, hatte er auch schon vergessen, weil er schon zu lange keinen gesehen, geschweige denn davon gegessen. Brot! Ja, wenn man Brot bekommen könnte! Aber wer hat denn jetzt Brot? Nur die Reichen. Jetzt Geld finden! So was kommt manchmal vor. 's gibt Leute, die schon Geld gefunden haben. Solche